Von

Geschlecht zu Geschlecht.

Roman

von

Fanny Lewald.

Zweite Abtheilung:

Der Emporkömmling.

Zweiter Band.

Berlin, 1866.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Der Emporkömmling.

Roman

von

Fanny Lewald.

Zweiter Band.

Berlin, 1866.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Das Regiment, in welchem Renatus stand, hatte seine vorgezeichnete Straße über die freiherrlichen Güter zu nehmen und sollte dort ein paar Rasttage halten. Der Commandeur bot es also dem jungen Freiherrn an, als Quartiermacher vorauszugehen, um auf diese Weise ein längeres Verweilen in seinem Vaterhause zu gewinnen, und Renatus machte mit Freuden davon Gebrauch. Während des langsamen und in der frühen Jahreszeit noch beschwerlichen Marsches waren seine Gedanken ihm ohnehin oft genug in die Heimat vorausgeeilt. Er hatte die Seinigen seit zwei Jahren nicht gesehen, und er hatte Ihnen mitzutheilen, was jetzt ausschließlich seine Seele erfüllte, er hatte von seinem Vater die Zustimmung und den Segen zu seiner Verlobung zu erbitten.

1*

Von seinen Kameraden mit der Versicherung entlassen, daß man sich danach sehne, ihm bald nachzukommen, um sich in Richten für die gehabten Unbequemlichkeiten und Strapazen zu entschädigen und für die vorauszusehenden Entbehrungen und Anstrengungen zu stärken, machte der junge Officier sich auf den Weg.

Der Freiherr von Arten galt immer noch für einen reichen Mann, seine Gastlichkeit war weit und breit berühmt; Renatus selber hatte ihrer oft gegen seine Kameraden gedacht, unter denen sich auch Blutsverwandte und Befreundete des Hauses befanden, und er hatte ihnen mit gutem Glauben die beste Aufnahme bei seinem Vater verheißen können. Freilich wußte er, daß Truppen-Durchmärsche für den Gutsbesitzer eine schwere Last seien. Er hatte es mit erlebt, wie furchtbar die Franzosen im Lande gehaust und wie die Italiener durch viele Monate in Richten im Quartier gelegen hatten. Aber Maßlosigkeiten und Gewaltthaten, wie man sie von den Franzosen erdulden müssen, waren von den Landsleuten und unter der strengen preußischen Mannszucht nicht zu befahren, und wenn der lange Aufenthalt der Italiener auch große Summen gekostet hatte, so erinnerte sich Re-

natus doch sehr deutlich, in welch gutem Einvernehmen man mit ihnen gestanden, wie sein Vater für den Grafen Mariani eingenommen gewesen war, der die Reiterei befehligte, und wie bitterlich Vittoria seinen Tod betrauert hatte, als man später einmal die Nachricht erhalten, daß der schöne junge Mann auf einem der Schlachtfelder des österreichischen Feldzuges seinen frühen Tod gefunden habe.

Je weiter Renatus aber auf seinem Wege vorwärts kam, um so mehr wurde er von den Erinnerungen an die Vergangenheit abgezogen, denn der Anblick, welcher sich ihm überall darbot, war kein freundlicher. Seit Monaten hatten die Truppen-Durchmärsche auf dieser Straße nicht aufgehört, und überall waren die Spuren davon in trauriger Weise bemerkbar. In den Krügen, in denen er füttern ließ, auf dem Gute, auf welchem er übernachtete, waren die Klagen groß, der wirkliche Nothstand unverkennbar, und die Sorge, wie er es in Richten finden werde, fing an, sich des jungen Freiherrn immer ernstlicher zu bemächtigen. Dazu gesellte sich jenes Bangen, das man stets empfindet, wenn man sich einem ersehnten Wiedersehen naht. Renatus fing zu berechnen an, seit wann er keine Nachrichten aus der Heimat empfangen hatte.

Er überlegte, daß er seinen Vater nun seit zwei Jahren nicht gesehen habe, daß sein Vater bei Jahren sei, daß die letzten Monate wohl auch für seines Vaters Güter große Lasten mit sich gebracht haben müßten, und er sagte sich jetzt zum ersten Male, daß es im Grunde doch eine üble Nachricht sei, zu deren Ueberbringer er sich habe machen lassen.

Am letzten Tage war für die frühe Jahreszeit das Wetter schwül. In der Ferne zog ein Gewitter vorüber, das seine Regenwolken über das ganze Land ausbreitete. Renatus war nach der Hauptstadt des Kreises gekommen, in welchem seine väterlichen Güter gelegen waren. Er hatte dort der Behörde die Anzeige des bevorstehenden Truppen-Durchmarsches zu machen, die nöthigen Vorkehrungen zu besprechen, und es war ihm sonderbar dabei zu Muthe, daß er hier etwas Anderes, als seine eigenen Geschäfte zu besorgen hatte. Als er seinen Auftrag ausgerichtet, rastete er bei dem Wirthe, in dessen Gasthause der Freiherr einzukehren und zu dem man die Vorlegepferde hin zu bestellen gewohnt war, wenn sich Jemand von der Familie auf Reisen befand oder wenn man Besuche erwartete. Der Wirth sagte, daß der reitende Bote aus Richten heute in der Stadt gewesen sei, die Post-

sendung zu holen; daß der Herr Baron sich lange nicht hätten sehen lassen und daß er die Zeit nicht denken könne, seit welcher die Frau Baronin zuletzt durch den Ort gekommen sei, die freilich im Winter zu reisen nicht liebe.

Er hegte nach Art seiner Standesgenossen offenbar Neigung, mit dem jungen Freiherrn zu verkehren, klagte über die schweren Zeiten, von denen hier Jeder mehr als anderswo gelitten habe und durch die man auf den Gütern noch weit schwerer als in den Städten getroffen worden sei. Er meinte, der junge Herr Baron werde ja wohl von Hause auch davon vernommen haben und nun selber sehen, wie es Alles stehe. Aber Renatus schenkte ihm nicht recht Gehör. Er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um Verlangen nach gleichgültigem Gespräche zu tragen, und gerade weil er viel darum gegeben hätte, den Zwischenraum überfliegen und die Stunden abkürzen zu können, die ihn noch von seinem Ziele trennten, hatte er eine Scheu vor jenen zufälligen Nachrichten aus der Heimat, wie sie dem Entferntgewesenen entgegen gebracht zu werden pflegen.

Er hatte Anfangs das Aufhören des Regens abwarten wollen; aber der Wunsch, vorwärts zu kommen

und bei den Seinigen zu sein, wurde mit jeder Stunde lebhafter, und es ward ihm, er wußte selber nicht, weßhalb, je länger desto unheimlicher zu Sinne. Er ging selbst nach dem Stalle, zu sehen, ob man mit den Pferden noch nicht wieder aufbrechen könne, er trat mehrmals vor die Thüre hinaus, nach dem Wetter auszuspähen; das sah aber gar nicht danach aus, als ob man ein baldiges Aufhellen erwarten dürfe. Der Wirth unterhielt ihn davon, wie viel Mann Einquartierung er voraussichtlich bekommen werde, berechnete, wie viel Mann auf seine Nachbarn fallen würden, und Renatus dachte, daß er heute zum ersten Male bei seiner Heimkehr in das Vaterhaus hier nicht den Wagen und die Dienerschaft seines Vaters fände. Es ging das freilich mit natürlichen Dingen zu, indeß es war ihm deßhalb nicht weniger unangenehm. Mit einem nicht zu überwindenden Mißgefühle setzte er den Czacko auf und blieb dann neben dem Wirthe unter dem Vordache des Hauses stehen, um zu warten, bis sein Bursche die Pferde gesattelt haben werde. Er konnte es in der geheizten, mit Tabaksdampf erfüllten Gaststube vor Ungeduld nicht mehr ertragen.

Als sie so vor der Thüre standen, sahen sie durch den Regen einen verdeckten, leichten

Korbwagen herankommen, den zwei starke Braune zogen.

Das ist der Steinert aus Marienfelde, sagte der Wirth; dem können der Herr Baron nur auch gleich sagen, was ihm bevorsteht, denn leer ausgehen wird der auch nicht.

Er trat mit diesen Worten an den Wagen heran, weil er meinte, daß Steinert einkehren werde. Dieser hatte es jedoch nur auf ein kurzes Anhalten abgesehen, denn er war nicht weit gefahren, hatte kaum noch eine Stunde bis nach Hause und wollte nur noch hören, ob und was es etwa Neues gäbe.

So wie er den Kopf zum Verdeck hervorbog, erkannte er den jungen Edelmann, obschon er ihn seit Jahren nicht gesehen hatte, und mit jener Freude, die jeder Gutgeartete über das schöne Heranwachsen eines Menschen empfindet, den er als Kind gekannt hat, rief er Renatus ein herzliches Willkommen und die Frage zu, was er denn Gutes aus der Ferne bringe. Aber Renatus vermochte ihm nicht in gleicher Weise zu erwiedern. Es verdroß ihn, daß ihn Steinert nicht, wie in früheren Jahren seinen Vater und die anderen Edelleute, als den gnädigen Herrn ansprach, sondern ihn schlechtweg Herr Lieutenant nannte. Es

dünkte ihm eine verkehrte Welt zu sein, in welcher Adam Steinert behaglich und trocken in seinem Wagen einherfuhr, während er, der Freiherr Renatus von Arten-Richten, als Quartiermacher in Regen und Nebel durch das Land zog, und obschon er gleichzeitig diese Empfindungen und die Empfindlichkeit, zu der sie sich in ihm verwandelten, thörichte und zu bekämpfende nannte, fühlte er sie doch in einem solchen Grade, daß sie ihm alle Freiheit des Behabens nahmen.

Es dünkte Renatus also doppelt lästig, daß der Wirth sofort wieder von der Einquartierung zu sprechen anfing, da der Lieutenant sie wirklich auch für Marienfelde anzumelden hatte. Steinert verließ, sobald er davon hörte, seinen Wagen, und wie er nun in seiner bestimmten Weise von dem jungen Offizier genaue Auskunft forderte, wie er Fragen stellte, welche Renatus ihm zu beantworten verpflichtet war, da kam noch einmal und noch stärker der Gedanke über diesen, daß die Welt sich umgewandelt habe. Er besaß im Allgemeinen wenig Leichtigkeit, und das Mißbehagen nahm ihm diese vollends. Er gab Steinert kurz und trocken die Zahl der Leute, der Pferde, den Tag ihrer Ankunft in Marienfelde und die Dauer ihres Aufent-

haltes an. Steinert, der die kalte, abweisende Haltung des jungen Mannes nach der Freundlichkeit, mit welcher er ihm entgegen gekommen war, mit Recht als einen Hochmuth und eine Unhöflichkeit betrachtete, verzeichnete die Angaben in seinem Taschenbuche, dankte für die Mittheilung und bemerkte, sich zu dem Wirthe wendend, er sei in diesen Zeiten immer recht von Herzen froh darüber, daß er gleich ein tüchtiges Stück von dem Schlosse abgebrochen habe, nachdem er sein Gut gekauft; denn große Schlösser seien jetzt ein wahres Verderben für den Gutsbesitzer, der in ihnen immer die ganze Generalität zu beherbergen und zu ernähren bekomme, während er schon Noth genug habe, sich mit den Seinigen durchzubringen. —

Renatus hörte darauf, wie Steinert sich des zeitigen Frühjahres freute und es günstig für die Arbeit nannte, und wie der Wirth ihm kopfschüttelnd entgegnete: Was hilft uns das, wenn sie uns die aufgegangenen Saaten wieder vom Felde in die Raufen schleppen und das reife Korn zu Schüttstroh nehmen, wie vor Jahren? Man möchte die Arme am liebsten über einander schlagen und die Felder brach liegen lassen, da hätte man wenigstens nicht den Aerger über die ganze vergebliche Mühe!

Ja, nichts thun oder arbeiten, was die Knochen halten wollen, versetzte Steinert, das ist die Frage, um die es sich jetzt handelt. Rasch schaffen, Alles zu Gelde machen, wenig brauchen, das Geld sichern und abwarten, bis man wieder mit Zuversicht an ein Unternehmen gehen kann — so habe ich's die ganzen Jahre her gehalten. Wo sie nichts finden, können sie nichts nehmen, und meiner Haut wehre ich mich noch. Es werden Viele zu Grunde gehen in dieser Zeit, denn es sieht bedenklich auf den meisten Gütern aus, und wer den letzten Thaler in der Tasche haben wird, der wird einmal was machen können!

Er trank das Glas Bier aus, das er gefordert hatte, und ging nach seinem Wagen, als der Bursche des jungen Freiherrn diesem sein Pferd vorführte. Steinert sah, wie der Wirth dem jungen Officier den regenschweren Mantel reichte, wie Renatus ihn um seine Schultern hing. Da kam eine jener Rückerinnerungen, welche dem jungen Edelmanne vorhin seine gute Laune genommen hatten, auch über Steinert; aber sie hatte jenen hart und ungerecht gemacht und dieser ward durch sie besänftigt. Wollen Sie mit mir fahren, Herr Baron? fragte er. Es kommt mir auf einen Umweg nicht an, meine Pferde sind frisch;

wir binden Ihren Schimmel an, ich fahre Sie bis Rothenfeld, und bis dahin läßt der Regen vielleicht nach.

Er stand an seinem Wagen und schlug das Spritzleder einladend zurück; aber Renatus konnte sich nicht überwinden, der wohlgemeinten Aufforderung zu folgen. Er dankte ihm für seine gute Absicht.

Nun denn, rief Steinert, so leben Sie wohl und kehren Sie Ihrem Vater, dem Freiherrn, aus Rußland wohlbehalten wieder. Es wird ihm nahe gehen, Sie im Felde zu wissen, und er ist kein Jüngling mehr. Sie werden überhaupt hier zu Lande mancherlei verändert finden!

Damit fuhr er fort; auch Renatus stieg zu Pferde, aber das ganze Zusammentreffen mit Steinert hatte ihm einen peinlichen Eindruck hinterlassen und die letzten Worte desselben waren ihm schwer auf das Herz gefallen. Was hatte er damit andeuten wollen? Was war geschehen? —

Der schlimmste Reisegefährte, die unbestimmte Sorge, hatte sich dem jungen Manne zugesellt und wollte nicht von ihm weichen, wie er sie auch zu bannen versuchte. Es war das erste Mal, daß er sich der Heimat nicht freien Herzens näherte,

daß seine Gedanken sich ernstlich mit den Umständen und Vermögensverhältnissen seines Hauses beschäftigten.

Der Freiherr hatte es dem Sohne niemals fehlen lassen, und obschon dieser weder ausschweifende Neigungen noch übertriebene Bedürfnisse besaß, war er doch gewohnt, jeden seiner Wünsche zu befriedigen. Er wußte, daß sein Vater kein guter Rechner, kein umsichtiger Landwirth sei und viel verbrauche. Das war aber, wie Renatus meinte, bei einem Edelmanne sehr erklärlich, und man hatte es nur zu bedauern, daß der Freiherr bisher niemals passenden Ersatz für Steinert hatte finden können; denn gerade die besten Landwirthe hatten mit Renatus oft davon gesprochen, daß man die Hülfsquellen seiner väterlichen Besitzungen nicht nach Gebühr benutze, daß man aus den Gütern nicht mache, was sie werden könnten, daß man nicht die nöthigen Kapitalien in sie hineinstecke, um sie im Grund und Boden wuchern und Zinsen tragen zu lassen. Allein eben das flüssige Kapital fehlte seinem Vater, und dieser hatte dem Sohne in guten Stunden wohl den Rath gegeben, sich bei Zeiten nach einer reichen Erbin zur Gattin für sich umzusehen, damit man wieder in größerer Freiheit des eigenen

Grundbesitzes froh werden möge. Wie würde der Freiherr nun die Nachricht aufnehmen, daß Renatus die völlig Mittellose in das Haus zu führen denke?

Bei dem Regenwetter dunkelte es früh, und der Sinn des jungen Mannes wurde dadurch eben auch nicht heiterer. Der Nebel stieg aus dem Boden der sumpfigen Wiesen empor und zog in langen, schwebenden Streifen langsam neben und um ihn her. Er ritt mit wachsender Ungeduld in schnellem Trabe vorwärts; er wollte das Schloß noch erreichen, ehe es Nacht ward. Es dünkte ihn, als sei der Weg weit länger geworden, als komme er nicht von der Stelle; und wie er den Weg nicht bewältigen zu können glaubte, so kam er auch mit seinen Gedanken nicht vom Flecke. Wenn er sich es vorstellen wollte, wie er seinem Vater sein Herz enthüllen und was Vittoria zu seiner Verlobung sagen werde, sah er Adam Steinert vor sich stehen und es klang ihm das Wort vom letzten Thaler und von dem Unsegen der jetzt auf den großen Schlössern laste, in den Ohren. Er war froh, als er endlich aus den Wiesen heraus war, als aus dem Nebel der Kirchthurm von Rothenfeld hervortrat und der Anblick der allbekannten, ihm engvertrauten

Umgebung ihn von seinem Grübeln abzog. Er schwankte, ob er in der Pfarre vorsprechen und seinem greisen Lehrer seine Ankunft melden solle; aber seine Ungeduld sträubte sich dagegen, und auch sein Schimmel schien sich der Nähe des Stalles zu erinnern, in welchem er auferzogen worden war, denn er griff, ohne daß sein Herr ihn dazu antrieb, mit Einem Male lustig aus, so daß Renatus in wenigen Minuten die große Eichen-Allee zu erreichen hoffen durfte, die sich von dem letzten Vorwerke bis zur Rampe des Schlosses hin erstreckte. Aber er ritt und ritt, die Allee wollte noch nicht kommen. Er drückte dem Pferde die Sporen in die Seite, es sprang empor und ging mit raschem Satze vorwärts — aber sie kam nicht, die Allee.

Was ist das? fragte Renatus sich, und es fuhr ihm kalt über den Rücken. Er sah um sich, weil er meinte, nur der Nebel verhülle ihm die Bäume und der Nebel sei es auch, der ihn so erkälte; indeß der Nebel hatte sich verzogen, er konnte an einzelnen Stellen sogar die Sterne durch die Wolken schimmern sehen, und es war auch nicht der Nebel, der ihm das Herz in der Brust erstarren machte und ihm den Hals zusammenschnürte. Denn nun lag es ja vor

ihm, das Schloß seiner Väter; er sah das Licht aus dem Fenster über dem Portale schimmern, das die riesigen, alten Bäume jetzt nicht mehr verdeckten. Schon breitete der Hofraum sich weit und öde vor ihm aus, aber es war nicht mehr, wie es gewesen war, es war nicht mehr die alte Heimat! Das Schloß seiner Väter war seines schönsten Schmuckes beraubt, der Stolz des Herren von Arten-Richten, die prächtige, uralte Eichen-Allee war niedergeschlagen bis auf den letzten Baum. Jetzt wußte er, was die Worte Steinert's bedeutet hatten — und die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Oben in dem Zimmer des Freiherrn brannte das Feuer im Kamin. Der reitende Bote, welcher zweimal in der Woche die Briefe für den Freiherrn aus der Kreisstadt abholte, war um die bestimmte Stunde nach dem Schlosse zurückgekehrt, und fast gleichzeitig mit ihm war der Caplan bei dem Freiherrn angelangt. Er kam trotz seiner vorgerückten Jahre und seiner schwachen Gesundheit regelmäßig an den Abenden von Rothenfeld, wohin er gezogen war, bald nachdem Renatus zum ersten Male das Vaterhaus verlassen hatte, nach Richten herüber, um dem Freiherrn, dessen Augen in der letzten Zeit gelitten, zur Hand zu sein,

falls er sich eines Vorlesers bedürftig fühlte oder Briefe zu beantworten hatte; denn der Sekretär des Freiherrn war noch während des ersten Krieges in die Dienste eines französischen Generals getreten, und man hatte seine Stelle nicht wieder besetzt.

Die Lichte waren bereits angezündet, aber es waren nicht die vielarmigen Leuchter, deren der Freiherr sich in früheren Jahren bedient hatte, als er am Abende noch selbst zu lesen und zu schreiben pflegte. Der große Raum war also nicht vollständig erhellt, und das Sopha, auf welchem Vittoria, die beiden Arme mit der anmuthigen Lässigkeit eines Kindes unter das Haupt gelegt, in stillem Hindämmern zu ruhen schien, war ganz in Schatten gehüllt. An dem Tische, auf welchem die eingegangenen Briefe und die Zeitungen der letzten Woche lagen, saß der Caplan, und der Freiherr ging, dem Vorlesenden zuhörend, langsam in dem Zimmer auf und nieder, wie es seine Gewohnheit war. Mit Einem Male blieb er stehen.

Es wird immer nutzloser, diese Blätter kommen zu lassen, sagte er, indem er den Caplan unterbrach. Man müßte sich mitten im tiefsten Frieden glauben, wenn man keine anderen Nachrichten empfinge, als

diejenigen, welche die Zeitungen uns verkünden. Nur von den friedlichen Gesinnungen Napoleon's, nur von seinen Decreten in der Gesetzgebung und für das Theater ist heute wieder die Rede, und dazu haben die Truppen-Durchmärsche bei uns nicht aufgehört; dazu meint man, so oft man zu unerwarteter Stunde ein Geräusch vernimmt, daß wieder irgend ein neuer Quartiermeister oder Fourier im Schlosse anlangt, um uns neue, unerbetene Gäste anzumelden.

Er hatte aber diese Worte noch nicht vollendet, als man den Hufschlag eines Pferdes auf der großen Rampe hörte. Da sehen Sie, mein Freund, wir leben gerade wie im Schauspiele! meinte der Freiherr. Man braucht von den Dingen nur zu sprechen, um sie eintreffen zu machen. — Er ging nach dem Fenster; auch der Caplan erhob sich, um hinunter zu sehen. Man konnte jedoch in der Dunkelheit nicht erkennen, wer der angekommene Reiter sei, und der Freiherr war eben auf dem Wege, die Klingel zu ziehen, um sich danach zu erkundigen, aber er stand dann wieder davon ab. Es hatte sonst nicht in seiner Art gelegen, den Ereignissen entgegen zu gehen, und er machte sich innerlich einen Vorwurf daraus, daß er die Ruhe verloren habe, sie an sich herankommen

zu lassen. Er wendete sich mit einer anscheinenden Gelassenheit wieder in das Zimmer zurück, legte die Hände wieder über dem Rücken in einander, um bei dem Herumgehen die Brust zu dehnen, und wollte eben den Caplan ersuchen, mit dem Lesen fortzufahren, als man eilige Schritte auf der Treppe und im Vorsaale hörte und der Diener in der Thüre erschien.

Was gibt es? fragte der Freiherr, froh, des Zwanges ledig zu sein, den er sich angethan hatte.

Ein Offizier, gnädiger Herr, ein Offizier ist angekommen, von den Unserigen einer! antwortete der Diener, und ehe der Freiherr noch sein Mißfallen über diese unruhige Meldung äußern konnte, war Renatus schon in das Zimmer eingetreten und hatte sich erschüttert an des Vaters Brust geworfen.

Auch der Freiherr war sichtlich ergriffen. Mein Sohn, mein lieber Sohn! rief er aus, als Renatus sich niederbeugte, des Vaters Hand zu küssen, und er die Thränen in des jungen Mannes Augen gewahrte. Was bewegt Dich so, Renatus? Fasse Dich, mein Sohn!

Aber die Stimme seines Vaters, weit davon entfernt, ihn zu besänftigen, rührte den Sohn noch mehr, denn sie klang ihm fremd. Es war nicht mehr

der alte, volle Ton, und unfähig, sich zu beherrschen, rief er: Wo ist unsere Allee geblieben, Vater?

Des Freiherrn Brauen zuckten zusammen, er ließ die Hand des Sohnes fahren, denn er meinte einen Vorwurf in der Frage zu vernehmen, und nach des Freiherrn Begriffen von dem Familienrechte und von dem Erbrechte hatte der Sohn dem Vater eine solche Frage auch zu stellen; aber daß er sie in der Stunde der Ankunft, daß er sie in dem Augenblicke that, in welchem er den Vater nach längerer Abwesenheit zum ersten Male umarmte, daß er sie im Beisein des Caplans, im Beisein Vittoria's und gar in Anwesenheit des Dieners that, das kränkte des Vaters Herz, das beleidigte das Ehrgefühl des Edelmannes und des Hausherrn.

Die Franzosen hatten auf ihrem Durchmarsche Lücken in die Allee geschlagen. Der Anblick war mir unerträglich, machte mir die Allee zuwider, und ich fand es für angemessen, zu nutzen, was ein nächster Durchmarsch ganz zerstören konnte! entgegnete der Freiherr, schnell und abgebrochen sprechend. Aber weßhalb zeigtest Du Deine Ankunft nicht im Voraus an? Du weißt, daß ich die Ueberraschungen nicht liebe. Was führt Dich hieher?

Ich komme als Vorbote meines Regimentes! sagte Renatus, durch die Worte seines Vaters und mehr noch durch ihren strengen Ton nun eben so beleidigt und verletzt, als der Freiherr sich erwies.

Also Einquartierung — schon wieder Einquartierung?

Der Stab unseres Regimentes kommt übermorgen in Richten an und wird drei Tage im Schlosse bleiben; das Regiment, zwölfhundert Mann stark, ist auf unsere Dörfer vertheilt, der Train bleibt in Marienfelde, berichtete Renatus, als mache er die Meldung vor einem fremden Manne; aber es kam ihm hart an, denn er sah, wie unwillkommen sie dem Freiherrn war, wie schwer sie ihn bedrückte, und er fand ihn ohnehin nicht, wie er ihn verlassen, nicht, wie des Vaters Bild ihm in der Erinnerung vorgestanden hatte.

Die beiden letzten Jahre hatten dem Caplan weit weniger angehabt, als seinem freiherrlichen Freunde. Da der Caplan niemals stark gewesen war, fiel es an ihm nicht wesentlich auf, daß er magerer geworden. Sein Haar hatte die Farbe nicht merklich geändert, nur dünner war es geworden, so daß die Tonsur sich nicht mehr kenntlich machte. Aber er hielt sich

noch aufrecht wie in seinen besten Tagen, sein Gesicht hatte seinen alten, friedlichen und milden Ausdruck bewahrt, sein Auge war noch hell, und seine Soutane, jenes priesterliche Gewand, auf das die Mode keinen Einfluß übte, umgab noch mit der alten Sauberkeit, mit der es einst den Leib des Jünglings bekleidet hatte, auch die Gestalt des Greises.

Der Freiherr hingegen hatte sich sehr verändert. Weil er auf der Höhe des Mannesalters an Fülle sehr zugenommen, ließ die danach eingetretene Verminderung derselben seine Haut welk und schlaff erscheinen. Die einst so schönen, hochgeschwungenen Augenbraunen waren buschiger geworden und hingen tief herunter, alle Züge des Gesichtes hatten sich scharf ausgeprägt, man sah, daß starke Leidenschaften sie gezeichnet hatten. Wer den Freiherrn einst in der Stattlichkeit der altfranzösischen Tracht gekannt hatte, dem konnte es nicht entgehen, daß sein Schritt jetzt in dem Klappenstiefel nicht mehr so wohl gemessen war, als in dem seidenen Strumpfe und in dem Schnallenschuh, und selbst das hohe, weiße Halstuch, das den Nacken des Freiherrn vielmals umgab und sein Kinn, wie die Mode es mit sich brachte, hoch emporhob, konnte es nicht verbergen, daß er sein

Haupt nicht mehr so stolz trug, nicht mehr so frei bewegte, als in alter Zeit.

Der Freiherr hatte die Anzeige schweigend hingenommen. Erst nach einer Weile sagte er: Und Du beeiltest Dich, Dich zum Ueberbringer dieser angenehmen Neuigkeit zu machen; das ist ein sonderbarer Einfall, ein sonderbar Gelüsten! — Er schüttelte das Haupt und lächelte dazu spöttisch. Renatus regte sich nicht.

So entstand eine lange Pause, und wo eine solche sich in den ersten Augenblicken eines Wiedersehens zwischen Menschen, die eng zu einander gehören, einstellt, ist es eben so ein Zeichen als der Vorbote irgend welcher Mißverhältnisse. Der wohlgeschulte Diener war still hinausgegangen, da er sah, daß man ihm für jetzt keine Befehle zu geben habe, um nicht anzuhören, was man ihn sicherlich nicht hören zu lassen wünschte; auch Vittoria hatte, nachdem sie bei dem unerwarteten Eintritt ihres Stiefsohnes in freudiger Ueberraschung aus ihrer Ruhe aufgesprungen war, sich entfernt. Sie war es nicht gewohnt, von Renatus nicht gleich mit Zärtlichkeit begrüßt, von dem Freiherrn nicht berücksichtigt zu werden, und ernsthaften Verhandlungen, geschäftlichen Erörterungen oder gar einem Streite beizuwohnen,

widerstrebte ihrer innersten Natur. Und doch bedurften der Freiherr und sein Sohn eines Vermittlers, dessen leise Hand ihnen über den Zwiespalt forthalf, der sich zwischen ihnen aufthat und der unausfüllbar werden konnte, wenn man ihm nicht in dieser ersten Stunde Schranken setzte.

Es war der Caplan, der ihnen diesen Dienst zu leisten unternahm, denn er wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn der Freiherr seinen Kopf so langsam in die Höhe hob, wenn seine Lippen sich so fest zusammenpreßten, und was Renatus fühlte, wenn er so die Augen senkte.

Mit jener ruhigen Bewegung, die von je her eine der schönen Eigenschaften des Geistlichen gewesen war, ging er, obschon auch ihm Renatus noch die Begrüßung schuldete, auf diesen zu und sprach, indem er ihn in seine Arme schloß: Du wünschtest Deinem Vater offenbar die üble Nachricht weniger empfindlich zu machen, indem Du Dich zu ihrem Boten hergabst, denn Du hattest Dir es selbst gesagt, daß es der schweren Belästigungen und der noch schwereren Sorgen für den Herrn Baron bereits mehr als zu viel gegeben habe, und Du bist vorausgekommen, um zu sehen, ob Du nicht Deinen Antheil davon

tragen könntest. Das macht Deinem Herzen und Deiner Einsicht Ehre, daran erkenne ich Dich und Deinen guten Willen.

Die Worte, welche den Vater wie den Sohn behutsam aber entschieden auf ihren rechten Standpunkt wiesen, beschämten beide und befreiten sie doch zugleich. Sie warfen weit mehr, als der Caplan es ahnen konnte, dem Sohne vor, daß er in jeder Beziehung nur an sich und sein Bedürfen gedacht habe, sie erinnerten den Vater daran, daß der Sohn sicherlich in freundlicher Absicht gekommen sei, und geboten dem Sohne Schonung für den Vater, dem Vater Rücksicht und Anerkennung für den Sohn. Aber man findet sich nicht gleich zurecht, wenn man einmal von der richtigen Straße abgekommen ist und die Gegenstände und die Menschen von einer falschen Seite angesehen hat.

Renatus erwartete, daß der Freiherr, wie das früher in ähnlichen Fällen geschehen war, nach kurzem Ueberlegen mit der Angelegenheit fertig sein, daß er dem Amtmanne durch einen Boten noch heute seine Befehle senden oder ihn in der Frühe des nächsten Morgens kommen lassen werde, um mit wenigen Worten die Sache durchzusprechen, und daß von der-

selben danach nicht mehr die Rede sein werde, bis zur Ankunft der Einquartierung. Statt dessen nahm der Freiherr eine Brille zur Hand, setzte sich am Schreibtische nieder, verzeichnete die Namen und den Rang der Offiziere, die man im Schlosse unterzubringen hatte, ließ sich vom Caplan aus der Registratur, die er, seit Steinert aus seinem Dienste geschieden war, von Rothenfeld nach dem Archive in Richten und in eigene Verwahrung genommen hatte, verschiedene Acten und Papiere herbeiholen und machte sich daran, die Vertheilung auf die einzelnen Häuser eben nach jenen Papieren und Acten selbst auszurechnen und festzusetzen. Renatus sah mit Verwunderung, wie genau der Freiherr jetzt von der Lage und von den Verhältnissen der einzelnen Gutsinsassen unterrichtet war; aber eben so setzte ihn die hartherzige Strenge in Erstaunen, die sich bei dem Freiherrn gegen alle jene Leute aussprach, welche seit Jahrhunderten Hörige seiner Familie gewesen und nun in Folge der neuen Gesetzgebung freie Bauern und freie Arbeiter geworden waren. Der Caplan hatte beständig Nachsicht für sie von dem Freiherrn zu fordern, und es kamen dabei so traurige Schilderungen ihrer Noth zur Sprache, Renatus erfuhr durch die Ent-

gegnungen des Freiherrn so viel von den Lasten, welche dieser bereits zu tragen gehabt hatte, sein Vater äußerte sich so unumwunden über den Mangel an Lebensmitteln, der auf den Gütern herrsche, und über die Schwierigkeit, welche man haben werde, das Geld zur Beschaffung der für die Aufnahme des Stabes nothwendigen Bedürfnisse aufzutreiben, daß Renatus sich abermals die Frage aufwarf, in welcher Welt er denn lebe, und ob er, ob sein Vater noch dieselben Freiherren vor Arten-Richten wären, die sonst in stolzer Sorgenfreiheit in diesem Schlosse gleichsam Hof gehalten hatten.

Er mußte es als ein Zeichen des Vertrauens, der Verzeihung ansehen, daß sein Vater ihm ein paar Blätter hinreichte, damit er sie mit ihm zusammen abstimme; aber er kannte seinen Vater in der Beschäftigung nicht wieder. Er fragte sich, wie ist es möglich, daß er in der Stunde meiner Ankunft an nichts Anderes, als an diese Geschäfte denkt, und er sah es ein, wie dieses nicht der Augenblick und nicht der Zeitpunkt sei, in welchem er seinem Vater mit der Nachricht, daß er sich versprochen habe und eine eigene Familie in Schloß Richten zu begründen wünsche, eine Freude machen könne.

Es war ihm schwer ums Herz, er bemitleidete seinen Vater. Der Freiherr und die Zeiten hatten sich so sehr verändert. Wie weit hatten sich sonst Thür und Thor jedem Gaste geöffnet, wie hatte man sich, als seine Mutter noch gelebt, zu jeder Stunde beeilt, den Ankommenden zu bewirthen und zu erquicken! Jetzt nahmen Sorgen des Vaters Sinn durchaus gefangen, jetzt dachte Niemand daran, daß Renatus weit geritten, daß er durch Regen und Nebel gekommen war, daß der Sohn des Hauses eine Erfrischung und Stärkung nöthig haben könne, und so traurig, so erschreckt, so niedergeschlagen und so fremd fühlte er sich, daß er sich nicht entschließen könnte, sie zu fordern! Die baumlose, kahle Fläche vor dem Schlosse schwebte ihm immer vor den Augen, das Wort von dem letzten Thaler lag ihn immer noch im Sinne.

Es half ihm nicht, daß er sich vorhielt, wie natürlich es sei, daß sein Vater der Geschäfte denke, wie thöricht er selber handle, daß er nicht verlange, was er nöthig habe. Er fand endlich eine Art von düsterer Genugthuung darin, sich die Wandlung recht empfindlich zu machen, die hier vorgegangen war, und weil er niemals rechnen und erwägen gelernt hatte, so unterschätzte er jetzt die Lage, in welcher sein Vater

und seine Familie sich befanden, wie er sie bisher zu überschätzen gewohnt gewesen war. Es ängstigte ihn, daß seine Vorgesetzten, seine Kameraden einen Einblick in die veränderten Verhältnisse seines Hauses thun konnten; er dachte mit Schrecken daran, wie gleich die niedergehauene Allee es Jedem verkünden müsse, daß die Axt auch an den Wohlstand seines Stammes bereits gelegt sei. Er kam sich wie ein Heimatloser, wie ein Bettler vor — und Hildegard erwartete von ihm das Glück ihres Lebens, eine schöne, reiche Zukunft!

Zweites Capitel.

Man hatte sich mühsam durch den Abend hingebracht, und der nächste Morgen ließ sich auch nicht besser an. Es regnete noch immer fort. Nirgends war ein Durchbruch der Wolken zu bemerken, der auf eine baldige Aenderung des Wetters hätte schließen lassen. Auf dem Lande aber hat ein lange anhaltender Regen etwas Einbannendes, das ihn weit lästiger macht, als in der Stadt.

Der Freiherr hatte früh den Amtmann rufen lassen, weiterhin gegen Mittag kamen ungefordert die Schulzen und verschiedene Bauern in das Schloß, um bei dem Freiherrn ihre Beschwerden und Bitten wegen der bevorstehenden Einquartierung anzubringen. Renatus sah daraus, daß sein Vater die Verwaltung seiner Güter fast ganz in seine Hand genommen hatte; aber er konnte sich nicht daran gewöhnen, daß die

schweren Schritte der Bauern auf den Treppen und Gängen des Schlosses erschallten, daß ihr erdiger Stiefel den Teppich in dem Zimmer des Freiherrn betrat, und sein Vater that ihm leid, wenn er ihn Geschäfte verhandeln, ihn um Kleinigkeiten dingen und feilschen sehen mußte, an welche er zu denken in früheren Jahren weit unter seiner Würde gehalten haben würde. Es war still im Schlosse, aber nicht so ruhig, wie dereinst.

In dem Zimmer, welches das Wohngemach der Baronin Angelica gewesen, waren die Fenster alle geschlossen, obschon trotz des Regens die Luft sehr mild war. Im Kamine brannte das Feuer. Vittoria lag auf einem türkischen Polster, Renatus saß ihr gegenüber. Sie hatte ein vielfarbiges Tuch um Kopf und Schultern geschlagen, als ob sie trotz der großen Wärme, welche in dem Zimmer herrschte, an Kälte leide, und bewegte im Gegensatz dazu, mechanisch und zerstreut den mit Edelsteinen besetzten Fächer in ihrer Hand, als müsse sie sich Kühlung fächeln. Renatus sah, wie ihre schwarzen Locken an ihren Schläfen niederfielen, wie ihr kleiner Fuß unter dem gelbseidenen Morgen-Gewande hervorblickte, wie ihre langen Wimpern einen Schatten auf ihre Wangen

warfen und wie sie es vermied, seinem Auge zu begegnen, so geflissentlich er das ihrige suchte.

Eine geraume Zeit verging auf diese Weise. Mitunter machte der junge Mann eine Bewegung, als ob er sich erheben und das Zimmer verlassen wolle; dann folgte ihm der Blick Vittoria's schnell und unmerklich, aber er stand immer wieder von seinem Vorhaben ab, obschon es ihn Ueberwindung kostete, zu bleiben; und wenn sie sich seines Verweilens auf's Neue sicher wußte, senkte sich das Auge seiner Stiefmutter wieder auf den Boden nieder, als gäbe es gar nichts, was ihre Theilnahme erregen oder sie von ihren eigenen Gedanken abwendig machen könnte.

Sie hatten eine lange Unterhaltung mit einander gehabt; eine jener Unterredungen, die, von dem völligsten Vertrauen ausgegangen, sie plötzlich zu einem Punkte gelangen lassen, auf dem sie sich getrennt empfunden hatten. Im Erstaunen über diese Möglichkeit, im Erschrecken über sie, war von der einen wie von der andern Seite manches Wort gefallen, das man gesprochen, ohne es sprechen zu wollen, Worte, die man bereute und die man doch nicht zurückzunehmen vermochte, weil sie zu tief in die Seele des Andern eingedrungen waren. Renatus hatte seine

Stiefmutter der Selbstsucht angeklagt, sie hatte ihn undankbar genannt. Er hatte ihr vorgeworfen, daß sie nie empfunden habe, was Liebe sei; sie hatte ihn daran erinnert, daß es dem Sohne seines Vaters übel anstehe, es ihr in das Gedächtniß zu rufen, was ihre Ehe ihr versagt habe; und bei jedem Tadel, bei jedem Vorwurfe, mit dem sie einander entgegentraten, schärfte der Gedanke, daß es eben Vittoria, daß es eben Renatus sei, der sich also ausspreche, den Stachel, mit dem sie einander verwundeten. Denn Niemand kann uns so tief verletzen, als die Hand eines sehr Geliebten.

Wie man von einer Höhe hinuntereilend durch die eigene Schwere und Bewegung über sein Wollen hinausgetrieben wird, bis man endlich gewaltsam einhaltend, mit Erschrecken wahrnimmt, daß man hart am Rande eines Abgrundes steht, so saßen Renatus und Vittoria einander gegenüber. Das Herz war beiden schwer, beiden that die Bitterkeit wehe, die sie gegen den Andern empfanden, Jeder von ihnen hätte einlenken mögen; aber sie konnten den Weg dazu nicht finden, und selbst die ursprüngliche Sprachverschiedenheit wurde heute ein Hinderniß zwischen ihnen, obschon beide des Französischen

völlig mächtig waren, das ihnen von je her zur Vermittlerin gedient hatte.

Renatus sah es mit einer wachsenden Unruhe, wie regungslos Vittoria zu Boden blickte, mit welch maschinenmäßiger Sicherheit sie ihren Fächer handhabte. Er hoffte, sie werde ihn einmal fallen lassen, er wünschte ihn aufheben, ihn ihr reichen, irgend eine Veranlassung finden zu können, die es ihm nöthig oder auch nur möglich machte, ein Wort zu ihr zu sprechen, einen Blick von ihr zu erhaschen, ihren Dank zu vernehmen. Es war ihm zu Muthe, als habe man ihm ein lang besessenes Gut entrissen, als habe man ihm mit einer theuren Erinnerung ein Stück seines Lebens genommen, als habe er etwas Unschätzbares vergessen, als habe auch Vittoria ihn vergessen. Er lebte wie unter einem Zauberbanne, und er meinte, Ein Wort, das erste, beste, gleichgültige Wort, müsse diese unselige Verzauberung lösen, müsse ihm und seiner Stiefmutter das Gedächtniß wiedergeben können, das Gedächtniß all der langen Freundschaft, all der heiteren, überströmenden Neigung, die sie für einander in der Brust getragen bis auf diese Stunde. Er wollte immer sagen: Besinne Dich, Vittoria, ich bin's! Er sagte sich innerlich fortwährend: Es ist ja Vittoria! —

Aber der Bann der harten, unglückseligen Worte lag über ihm und zwischen ihnen und wuchtete immer schwerer und machte ihn immer unfähiger, sich zu befreien. Und dazwischen dachte er mit Mißmuth und mit Sorge an Hildegard, welche die unschuldige Ursache all seines Schmerzes war.

Endlich erhob Vittoria das Haupt. Renatus hätte ihr schon dafür danken mögen. Sie sah ihn an, flüchtig mit ihrem dunklen Auge an ihm vorüberstreifend, sah in die Flammen, als gewahre sie erst jetzt, daß diese im Erlöschen seien, blickte dann in das Freie hinaus, wie wenn sie den langsamen Fall der feinen, dichten Regentropfen betrachtete, und sprach zusammenschauernd die Worte, mit denen Dante seinen Eintritt in den dritten Höllenkreis bezeichnet:

I' sono al terzo cerchio della piova
Eterna, maledetta, fredda e greve!*)

O, mag es regnen! rief Renatus, indem er sich, schon durch den Klang ihrer Stimme erfreut, zu ihr hinüberneigte und ihr seine Hand entgegenreichte, mag es doch regnen, wenn Du nur wieder mit mir sprichst! — Aber sie nahm seine dargebotene Rechte

*) Ich bin im dritten Kreis des ew'gen, kalten, gottverfluchten Regens!

nicht an. Er hatte also die Kränkung, sie zurückziehen zu müssen, und doch ließ er sich dadurch nicht entmuthigen.

Mit ihr von dem Gegenstande zu reden, der sie so weit von einander entfernt hatte, noch einmal die Unterredung in diesem Augenblicke auf seine Verlobung zurückzuwenden, konnte und mochte er nicht wagen, da ihm an einer Versöhnung mit Vittoria gelegen war, und sich selbst verleugnend, indem er zu dem Aeußerlichsten, zu dem Gleichgültigsten seine Zuflucht nahm, bat er: Habe Geduld mit diesem Wetter, Geduld mit unserem Klima! Aber er konnte nicht von sich selber los, und mit bewegter Stimme fügte er hinzu: Muß ich doch jetzt mich auch gedulden, bis Du mich ruhiger hören, bis Du wieder die rechte Vittoria, meine Vittoria sein willst! Nur ein paar Tage noch, und die Sonne und der Frühling sind wieder einmal da!

Um uns in ihrem kurzen Verweilen empfinden zu lassen, was wir den größten Theil des Jahres hindurch entbehren müssen! entgegnete sie ihm, sich nur an seine letzten Worte haltend. Dann erhob sie sich mit einem Seufzer und trat an eines der Fenster heran. Renatus folgte ihr dahin nach. Sie stützte

die Stirn gegen die Scheiben, schaute eine Weile lautlos auf die Terrasse und in den Park hinunter, dessen kahle Bäume gespenstisch aus dem Regen und Nebel hervorsahen, während der aufkommende Wind das nasse Laub am Boden vor sich her zu treiben anfing.

Heute feiern sie in unserem Kloster, hob sie dann mit einem Male wie aus langem Rückerinnern an, den Namenstag unserer Aebtissin, der guten Mutter Benedicta. Wie blühte da Alles in unserem Lande, wie schwamm der Klostergarten in Licht und Duft! Wie freuten wir uns auf alle die Gäste, welche kamen, der Oberin ihre Ehrfurcht zu bezeigen! Hätte der Himmel mir statt meines Valerio eine Tochter beschieden, ich hätte sie in das Kloster gesendet! Ich war sehr glücklich in dem Kloster!

Des jungen Mannes Mienen verdüsterten sich auf das Neue, aber begütigend, wie seine ganze Haltung gegen die Baronin war, sprach er: Vergiß nicht, Liebe, wie oft Du mir erzähltest, daß Du Dich aus dem Kloster in die Welt hinaus gesehnt hast!

Weil man sie mir mit so verlockenden Farben schilderte, als ich mein Kloster zum ersten Male verließ. Was wußte ich von der Welt? Ich war ein Kind! Wie konnte ich begehren, was ich gar nicht

kannte? Und was hat sie mir geboten, diese Welt, in der ich lebe?

Renatus fuhr mit langsamer Hand über seine Augen. Es war das eine der Bewegungen, die er von seinem Vater ererbt hatte und die ihn demselben in einzelnen Augenblicken ähnlich machten, so wenig er ihm sonst auch glich. Er wollte seiner Stiefmutter verbergen, wie sie ihn verletzte, und sich zusammennehmend, fragte er sie mit sanfter Stimme: Und bin ich Dir denn nichts, Vittoria, gar nichts mehr?

Sie schüttelte das Haupt. Man lebt nicht mit einem halben Herzen und man liebt nicht mit einem getheilten Herzen! gab sie ihm abweisend zur Antwort, und wieder trat die frühere Stille ein, und wieder sahen sie beide schweigend in den kahlen, nassen Garten hinab und zu den schweren, grauen Wolken empor, die sich nicht zertheilen zu wollen schienen.

Endlich raffte sich Renatus auf. Du bist sehr ungerecht, Vittoria! sprach er, und er mußte innerlich wohl an die Unterredung gedacht haben, welche er vor wenig Wochen mit Seba über seine Stiefmutter gepflogen, denn er wiederholte die Worte, deren er sich damals gegen die Erstere bedient hatte: Ich habe kein Glück mit meinen Müttern!

Kein Glück? sprach Vittoria ihm nach, kein Glück? Und wer hat denn Glück? Habe ich es? Habe ich es je gehabt? — Sie wendete sich zu ihm, nahm ihn bei der Hand und zog ihn neben sich auf das Polster nieder, auf dem sie vorhin gelegen hatte. Es war eine finstere Leidenschaft in ihrem Blicke, in ihrer Stimme, selbst in der Kraft, mit welcher sie seine Hand ergriff und festhielt. Er hatte diese zarte Gestalt, er hatte die heitere Natur Vittoria's einer solchen Leidenschaft gar nicht für fähig gehalten, so gut er sie zu kennen gewähnt hatte.

Weißt Du, was es heißt, fuhr sie in derselben Erregung fort, die um so heftiger erschien, als sie sich bis dahin gewaltsam zur Ruhe gezwungen hatte, weißt Du, was es heißt, wenn einem Menschen seine letzte Freude, seine letzte Zuversicht entrissen wird? Weißt Du, was es heißt, keine Hoffnung mehr zu haben?

Vittoria, wie magst Du also reden! mahnte der junge Mann, der sich nicht erklären konnte, was in ihrer Seele vorging.

Sie lachte. Freilich, rief sie, schweigen, immerfort schweigen; lachen, singen, immerfort lachen und singen und scherzen wäre besser gewesen! Es ist ja so bequem, an das Glück der Menschen zu glauben,

so angenehm, sich zu sagen, Vittoria ist und bleibt ein harmloses Kind und ich mache sie glücklich! Es ist ja so bequem, Dank zu ernten von einem Herzen, das zu großmüthig ist, sein Wehe laut auszuschreien und die Hand anzuklagen, die es aus dem Boden seines Vaterlandes riß, ohne ihm eine neue Heimat in der Fremde bereiten zu können! Du sagst mir, ich hätte nie geliebt! — Sie lachte wieder mit jenem bitteren Lachen, das ihm in das Herz schnitt. — Und was ist's, fuhr sie fort, was Du von der Liebe weißt? Glaubst Du, die blasse Empfindung, welche man seit Jahren in Dir groß gezogen und die man zu benutzen verstanden hat, als man sie für reif hielt, das sei Liebe? Ist diese blut= und phantasielose Hildegard, die älter ist, als Du, die nie jung gewesen ist in der Jugend des Herzens, ist sie ein Weib, das lieben kann, das man lieben kann? Ist sie in Dein Leben getreten so überraschend, so blendend, so überwältigend wie die Sonne, wenn sie plötzlich um Mitternacht über Deinem Horizonte aufginge und es fiele wie Schuppen von Deinen Augen und Du müßtest Dir sagen: Ich habe geschlafen bis auf diese Stunde, nun bin ich erwacht und ich lebe!?

Vittoria! rief Renatus noch einmal mit bittender

Abwehr, denn ihm bangte vor dem Geständnisse, das er zu hören fürchten mußte. Aber sie gab auf seine Mahnung nichts, und wie sich selber zur Genugthuung sprach sie: Hast Du es je empfunden, das Glück der Leidenschaft, das so groß ist, daß es kein Gestern hat und an kein Morgen denkt, weil der Augenblick ihm die Welt und das ganze Dasein aufwiegt — das so groß ist, daß Recht und Unrecht, Tugend und Sünde davor wie leere Schemen in sich selbst zerfallen — so groß, daß nur ein Schmerz daneben denkbar bleibt, ein einziger, der Schmerz der Endlichkeit! Kennst Du solch ein Glück?

Er antwortete ihr nicht. — Und wenn sie nun kommt, die Trennungsstunde, wenn nun Alles vorüber ist und nichts mehr bleibt, als die Hoffnung eines Wiedersehens, und es kommt der Tag, der es verkündet: es gibt kein Wiedersehen, keines, keines! Denn die Erde gibt nicht wieder, was sie verschlungen hat....

Sie brach in lautes Weinen aus, Renatus lag zu ihren Füßen und preßte ihre Hände in die seinigen. Er wußte nicht, was er ihr sagen oder was er thun solle, ihre Aufregung zu besänftigen. Er dachte gar nicht mehr an sich. Jetzt erfuhr er, was Vittoria

seit Jahren so verändert hatte und warum sie ihm bisweilen so fremd und unbegreiflich erschienen war. Sie war ihm auch fremd in ihrer Leidenschaft. Es kam mit einer heißen Angst der Gedanke über ihn, daß es seine Stiefmutter, daß es die Gattin seines Vaters sei, die also zu ihm spreche; aber er hatte das Herz nicht, sie zu verdammen. Er fühlte ein unaussprechliches Mitleiden mit ihr, indeß er fragte sie um nichts und sie sagte ihm nichts weiter. Er blieb auf seinen Knieen vor ihr liegen, sie schien ihn fast vergessen zu haben. Erst nach einer langen Weile legte sie ihre Arme um seinen Nacken.

Sieh', sprach sie, wenn ich manchmal am Tage um mich sah und die Welt mir so leer war und ich mir sagte, daß ich jung sei und noch lange leben müsse und daß ich Niemanden hätte, Niemanden, der mich liebte. . . .

Vittoria, sagte Renatus schüchtern, mein Vater liebt Dich! —

Wie den Vogel, den er eingefangen hat und den er im vergoldeten Käfig nährt, damit sein Gesang ihn im Winter glauben mache, daß es Frühling sei! Ist das Liebe?

Aber Du nahmst seine Hand an, obschon Du es sehen mußtest, daß sein Lebenswinter nahe sei!

Singe ich denn nicht, sieht er mich traurig, glaubt er mich nicht glücklich? gab sie ihm zur Antwort.

Du hast auch Valerio! erinnerte er sie.

Sie sah ihn an und schwieg. Ja, sagte sie danach, ich bin Deines Vaters Frau und ich habe einen Sohn! Ich lebe für sie. Wer aber lebt für mich? Valerio ist ein Kind, und mein Gatte ist ein Greis! — Und wieder schwieg sie.

Bin ich Dir denn nichts, nichts mehr, Vittoria? fragte er, wie am Anfange ihrer Unterredung.

Sie schüttelte verneinend das Haupt. Hildegard liebt nicht zu theilen, sprach sie, und Hildegard hat Recht! Es wohnen nicht zwei Gefühle verträglich in einem Herzen bei einander! Sie und Du — Du und sie, das ist Deine Zukunft! Was kümmert Dich die meine?

Renatus verstummte. Er hatte, seit er sich ein selbständiges Urtheil über seine Stiefmutter zu bilden im Stande gewesen war, ihre Neigung zur Eifersucht gekannt und sie als einen Zug ihres National-Charakters angesehen; aber daß dieselbe sich auch auf

ihn erstrecken könne, hatte er nicht erwartet, und doch war es nicht diese Erfahrung, die ihn rathlos machte.

Wer war der Mann, den Vittoria geliebt hatte? Wann hatte sie ihn gekannt? Wußte sein Vater davon, und was sollte er selber gegenüber den Geständnissen thun, die ihm zu machen Vittoria sich hatte hinreißen lassen?

Er erschrak, und doch war es ihm sehr willkommen, als sein Vater eintrat und ihn aufforderte, ihn auf einer Fahrt zu begleiten, die er unternehmen wollte, um sich selbst zu überzeugen, wie man in Rothenfeld und in Neudorf die Vorbereitungen zur Unterbringung des Regimentes treffe. Vittoria war aufgestanden, als sie den Schritt des Freiherrn im Nebenzimmer vernommen, und hatte sich an das Fenster gestellt. Als sie den Kopf zurückwendete, war jede Spur der Leidenschaft, der Aufregung aus ihren Mienen verschwunden, das dunkle Auge glänzte, als hätte es nie eine Thräne gekannt, der schöne Mund lächelte, als hätte er nicht eben erst die Worte eines hoffnungslosen Unglückes ausgesprochen.

Sie verlangte mitzufahren. Der Freiherr, der nicht gewohnt war, ihr etwas abzuschlagen, machte sie auf des Wetters Ungunst aufmerksam; aber sie

bestand auf ihrem Sinne, und bittend und schmeichelnd und scherzend versuchte sie, wenn auch vergebens, die Weigerung ihres Gatten zu bekämpfen und ihren Willen durchzusetzen. Renatus war dabei nicht wohl zu Muthe. Die Zärtlichkeit, welche sein Vater dieser Frau bewies, die Freude, mit der er sie betrachtete, die Befriedigung, mit welcher er jeder ihrer Bewegungen folgte, thaten dem Sohne eben so wehe, als die Heiterkeit Vittoria's. Er glaubte zu bemerken, daß sie ihn ängstlich beobachte, und von Minute zu Minute schwebte ihm der Ausruf auf der Lippe: Sprich nicht mit ihr, mein Vater, denn sie liebt Dich nicht! Sprich nicht mit ihr, denn sie hat Dich verrathen! — Aber durfte er dem Vater, dessen veränderte Gestalt sich ihm am Tage noch bemerklicher machte, den Glauben an Vittoria rauben, ihm das Glück zerstören, das er in ihr besaß? Hatte er ein Recht, ihr unseliges Geheimniß zu verrathen? Durfte er vergessen, daß er sie selbst beklagenswerth gefunden hatte und daß sie ihm nur Gutes erwiesen hatte bis auf diesen Tag?

Was er erlebte, kam ihm wie ein verwirrender Traum vor. Es waren die Gestalten, die er kannte, und sie waren es auch wieder nicht. Er liebte sie und hatte doch das alte Verhältniß nicht mehr zu

ihnen. Er wollte sprechen und mußte schweigen. Er sah Alles in einem neuen Lichte und konnte doch nichts deutlich unterscheiden. Nie im Leben hatte er eine größere Qual empfunden!

Er glaubte zu bemerken, daß Vittoria's Augen ihm mit Sorge folgten, daß sie ihn in dieser Verfassung mit dem Vater nicht allein zu lassen wünsche; er selber hätte sich der Nothwendigkeit, eben jetzt mit seinem Vater allein zu sein, entziehen mögen, und doch rührte ihn Vittoria's banger Blick, doch übten auch in dieser quälenden Stunde der Ton ihrer Stimme und der Zauber ihres Wesens die alte, durch lange Gewohnheit gesteigerte Gewalt über ihn aus.

Er war froh, als der Wagen endlich vorfuhr; aber das Alleinsein mit seinem Vater erleichterte ihn nicht. Weil der Freiherr den Sohn immer in einer ehrfurchtsvollen Entfernung von sich zu halten bemüht gewesen war, weil er an den Spielen des Kindes, an den Beschäftigungen des Knaben, an den täglichen Erlebnissen des Jünglings keinen thätigen Antheil genommen und den Sohn bisher geflissentlich von allen ernsten Angelegenheiten seines Hauses fern gehalten hatte, fehlte es ihnen an allen jenen gemeinsamen Erinnerungen und Berührungspunkten, durch welche sich

die Verbindung zwischen dem Alter und der Jugend herstellt und die für den geistigen Zusammenhang so unentbehrlich sind wie die Scheidemünze für den täglichen Verkehr. Dazu war Alles seit gestern so völlig anders gekommen, als er es erwartet hatte, die Menschen, die Verhältnisse verwandelten sich unter seinem Auge so unheimlich, daß er Scheu vor seinem eigenen Worte trug, weil er meinte, auch das Wort könne sich verwandeln auf seiner Lippe, und was er heute spreche, könne nicht zum Heile führen.

So waren sie schweigend nach Rothenfeld gelangt. Der Freiherr stieg aus und besah in Begleitung des Amtmanns die Stuben und die Stallungen, in welchen die betreffende Einquartierung mit ihren Pferden untergebracht werden sollte. Er wendete sich dabei mit mannigfachen Erklärungen an seinen Sohn, gab ihm ungefragt Auskunft über die Verhältnisse des Dorfes, und Renatus begann sich an dem Gedanken, daß sein Vater ihn auf die einstige Uebernahme der Güter vorzubereiten strebe, zu erfreuen. Es zeugte ihm sogar für die feine Empfindung des Freiherrn, daß er eben den Augenblick des Abmarsches zu dem Anfange dieser Vorbereitung wähle, als wolle er zu erkennen geben, wie zuversichtlich er auf seines Sohnes glückliche Heim=

kehr baue, und Renatus war bemüht, den Freiherrn über seine antheilvolle Achtsamkeit nicht in Zweifel zu lassen, als dieser in das Haus seines Justitiarius ging, um sich zu erkundigen, ob er seine Befehle ausgerichtet und ob man den Bescheid von dem Vormundschafts-gerichte noch nicht erhalten habe. Der Justitiarius sagte, die nöthigen Schritte seien von ihm gethan, und wenn der junge Herr Baron nur einige Tage in Richten verweile, so würde man Alles in Richtigkeit bringen können, da die Verfügung in jeder Stunde ankommen könne.

Renatus fragte, wovon die Rede sei. — Von Deiner Mündigkeits-Erklärung! gab sein Vater ihm zur Antwort, und der Sohn brachte das mit der Art und Weise in Verbindung, in welcher sein Vater ihm heute zum ersten Male von der Geschäftsverwaltung auf den Gütern sprach. Er glaubte daran zu erkennen, wie sein Vater sich altern fühle, und das machte ihn traurig; aber da jeder Mensch bei den Ereignissen, die ihm begegnen, mit Naturnothwendigkeit zuerst an sich und an die Wirkung denken muß, welche sie auf ihn und seine Zustände üben werden, so freute sich Renatus der Absicht seines Vaters, weil er sich sagte, dem Sohne, den er mündig sprechen lasse, könne

und werde er die volle Freiheit bei der Wahl seiner Lebensgefährtin um so weniger versagen, als Renatus mit seiner Volljährigkeit den unbeschränkten Besitz seines allerdings nicht eben großen mütterlichen Erbes antrat.

Gerade diese Betrachtung legte jedoch seinem rechtschaffenen Herzen, wie er meinte, die Verpflichtung auf, dem Vater seine Verlobung mit Hildegard anzuzeigen, noch ehe derselbe ihn aus der väterlichen Gewalt entlassen habe, und er schickte sich, sobald sie wieder im Wagen neben einander saßen, zu seinen Mittheilungen an, als der Freiherr, ihm zuvorkommend, das Wort nahm.

Er sagte, daß die Ankunft seines Sohnes ihm sehr willkommen gewesen sei, weil er die Angelegenheiten seines Hauses zu ordnen beabsichtige, und er wünsche, daß für den Fall seines Todes Renatus sich in der Lage befinde, unabhängig von irgend einer Vormundschaft die Leitung der Familienverhältnisse in die Hand nehmen zu können. Er sprach das mit der Kraft und Ruhe, welche ihn in seinen besten Jahren ausgezeichnet hatten, Renatus gab sich also wieder der Hoffnung hin, daß er sich gestern getäuscht habe, als er seinen Vater so verändert geglaubt. Er versicherte den Freiherrn, wie zuversichtlich er darauf rechne,

ihn noch lange leben und sich seines Besitzes und Daseins erfreuen zu sehen. Der Freiherr drückte ihm die Hand.

Deine Gesinnung kenne ich, sprach er; sie ist gut, und ich habe eben im Hinblicke auf sie meine Maßregeln genommen. Es glitt ein Schatten über des Freiherrn Züge, er schien der Ueberwindung nöthig zu haben, um in seiner Rede fortzufahren. Deine Gesinnung ist gut, wiederholte er, und ich weiß, daß es Dir eine Genugthuung sein wird, mir eine Erleichterung in den mannigfachen Verlegenheiten zu bereiten, mit denen ich seit Jahren und Jahren nun zu kämpfen habe. Er hielt abermals inne, Renatus hing mit liebevoller Sorge an seinem Antlitze.

Du wünschest mir, sprach der Freiherr, daß ich mich noch lange meines Besitzes, meines Daseins erfreuen möge, und Du kannst es selber kaum ermessen, denn Du hast es nicht empfunden, wie erfreulich das Dasein dem Manne ist, wenn er der Herr ist innerhalb seines Besitzes. Indeß die Zeiten, in welchen das der Fall war, sind vorüber. Man hat unsere alten Rechte angetastet, uns neue Pflichten aufgelegt und uns die Mittel entzogen, ihnen zu entsprechen, indem man unseren Besitz und unsere Vorrechte ge-

schmälert hat. Ich bin nicht mehr Herr auf meinen Gütern, seit man die Leute, die mir gehörten, freigegeben hat, seit die Willkür des Königs ihnen Ansprüche an mein Eigenthum zuerkannt hat, seit ich es nicht mehr bin, der mein Verhältniß zu ihnen nach meiner Einsicht und nach meinem Ermessen ordnet. Es ist nicht erfreulich, mit denjenigen rechten zu sollen, die nicht unseres Gleichen sind, und noch weniger erfreulich, am Fuße seines alten Stammes ein Geschlecht heranwachsen zu sehen, das wie die Schwämme wuchert und sich breit macht.

Seine Stirn hatte sich gerunzelt, seine buschigen Augenbraunen hingen ihm tief herab. Er versenkte sich eine Weile in seine eigenen Gedanken, der Sohn wagte es nicht, ihn darin zu stören.

Wir sind nicht mehr Herren! hob er nach einer Weile abermals an. Nicht die Herren in unserem Lande, nicht Herren auf unseren Gütern mehr. Der gewaltige Napoleon hat seinen Fuß auf den Nacken der Könige gestellt und sich zu ihrem Gebieter gemacht, und der Geist des Umsturzes, dessen Verkörperung er ist, ist auch in unsere neue Gesetzgebung eingedrungen und hat sie verdorben bis in ihre Tiefe. Wir sind rechtlos geworden. Das Wort: „Stehe auf, damit ich mich

setze!“ ist der Grundsatz, der jetzt die Welt beherrscht. Jeder für sich und Niemand für den Andern!

Er nahm eine Prise und öffnete das Wagenfenster, sich Luft zu verschaffen, denn von diesen Angelegenheiten konnte er nicht sprechen, ohne daß es ihm das Blut zu Kopfe trieb. Renatus, der ihn eben deshalb von dem Gegenstande abzuleiten wünschte, erlaubte sich die Bemerkung, daß die Zeit vielleicht eine Ausgleichung der augenblicklichen Uebelstände mit sich bringen werde, und wie er diese Zuversicht von verschiedenen Seiten habe äußern hören.

Ausgleichungen bringen? fuhr der Freiherr lebhaft auf — wie soll das zugehen, wo von beiden Seiten die Kräfte so überspannt werden müssen, daß sie sich erschöpfen! Er war ja so glücklich gewählt, der Augenblick für die neue Gesetzgebung, setzte er spottend hinzu, so glücklich gewählt am Ende eines schweren Krieges, in Tagen, in denen die ganze Welt in Flammen stand! Frage die sogenannten freien Leute, ob sie jetzt besser daran sind, als zu jenen Zeiten, da sie mir gehörten! Frage sie, ob sie nicht heute, wo die schwere Last der Einquartierung wieder auf uns niederzufallen droht, lieber meine Leibeigenen und Hörigen sein wollten; ob sie besser daran sind,

wenn man ihnen jetzt das Brod aus dem Hause und die Kuh aus dem Stalle nimmt! Und was uns anbetrifft — unser Besitz hat schwer gelitten, unser Vermögen ist sehr zusammengeschmolzen!

Er warf einen schnellen, prüfenden Blick auf seinen Sohn, aber obschon die Niedergeschlagenheit in dessen Zügen nicht zu verkennen war, schien der Freiherr durch die Haltung desselben sich beruhigter zu fühlen. Dennoch gewann er es nur mit großer Mühe über sich, dem Sohne von seinen Angelegenheiten weiter Auskunft zu ertheilen. Er sagte wie der Krieg und die ihm folgenden, fast unerschwinglichen Kriegssteuern ihn genöthigt hätten, die Güter, eines nach dem andern, mit Hypotheken zu belasten, wie die allgemeine Geldnoth den Werth des Geldes von Jahr zu Jahr gesteigert und den Zinsfuß so erhöht habe, daß es immer schwerer geworden sei, den Gläubigern gerecht zu werden; wie er sich oftmals und gerade dann in peinlichen Geldverlegenheiten befunden habe, wenn es darauf angekommen sei, die Würde des Hauses zu behaupten und nicht durch eine zur Schau getragene falsche Sparsamkeit den unentbehrlichen Credit zu schwächen. Er erzählte das mit jener Klarheit, welche aus einer genauen Uebersicht der Verhältnisse ent-

springt, aber er hatte nicht mehr die leicht abfertigende Weise, die ihm sonst allen Geschäften gegenüber eigenthümlich gewesen war. Nur die Unlust des großen Herrn, der sich widerwillig dazu bequemt, den obwaltenden Zuständen sein freies Belieben unterzuordnen, war noch die alte in ihm, und Renatus fühlte ihm diese in ihrem ganzen Umfange nach.

Wenn Sie es wüßten, mein Vater, rief er, was ich dabei empfinde, Sie unter dem Drucke so unwürdiger Sorgen zu sehen! Sie ....

Ich weiß es, ich weiß es! fiel ihm der Freiherr mit scheuer Hastigkeit in die Rede, und eben deßhalb habe ich beschlossen, Dich mündig sprechen zu lassen, denn Du erhältst dadurch die Möglichkeit, mir in einer vorübergehenden Verlegenheit zu helfen!

Er hielt inne und schien von seinem Sohne eine Antwort zu erwarten; aber Renatus war so betroffen, es stürmten so verschiedene Gedanken und Empfindungen auf einmal auf ihn ein, daß er nicht im Stande war, gleich den Ausdruck für sie zu finden. Seines Vaters Lage mußte sehr übel sein, wenn er sich herbei ließ, Beistand von seinem Sohne zu verlangen, selbst auf Kosten der Herrschaft und Gewalt über denselben, auf die er stets so eifersüchtig gewesen war.

Renatus wagte es nicht, das Auge zu erheben, er mochte nicht sehen, wie sein Vater in dem Momente aussah. Des Freiherrn leise bebende Stimme durchschnitt des Sohnes Herz, und ohne sich zu fragen, was er damit für die eigene Zukunft aus den Händen gebe und auf sich nehme, sagte er: Wenn mein mütterliches Erbe Sie aus einer Verlegenheit befreien kann, so werde ich glücklich sein, mein Vater, wenn Sie darüber ganz verfügen wollen!"

Der Freiherr holte tief Athem, aber er erwiederte nichts. Sie hatten beide die Farbe gewechselt, denn ohne daß sie es aussprachen, fühlten sie es, daß ihr Verhältniß zu einander von diesem Augenblicke ab nicht mehr dasselbe sei. Renatus hatte, gerührt von seines greisen Vaters Anblick und Verlegenheit, nach seinem inneren Bedürfen, nach seiner Kindesliebe und seinem Ehrgefühle gehandelt; aber er hatte das Anerbieten kaum gemacht, als er sich sagte, daß er selber Verpflichtungen eingegangen sei, denen zu genügen ihm jetzt vielleicht nicht möglich sein werde, wenn er seines mütterlichen Erbes auf irgend eine Art verlustig gehen sollte. Er fühlte, daß er der Geschäftskenntniß, der Sparsamkeit und selbst der Gewissenhaftigkeit seines Vaters nicht unbedingt vertraute, und

er schämte sich doch wieder solchen Gedankens. Er hätte es seinem Vater abbitten, sich ihm in die Arme werfen mögen, indeß ihm fehlte das Herz dazu, denn der Freiherr konnte die Erregung seines Sohnes mißverstehen. Er hätte dem Vater von Hildegard sprechen mögen, um Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten und dem Vater die Genugthuung zu bereiten, daß er seinem Sohne gegenüber immer noch der Herr und der Gewährende sei. Wie aber, wenn der Freiherr in der Verfassung, in welcher er sich eben jetzt befand, des Sohnes Absichten und Wünschen sich nicht geneigt erwies, oder wenn er glauben könnte, der Sohn rechne darauf, daß der Vater ihm, der eben jetzt ein großes Opfer gebracht habe, in allen Fällen zu Willen sein müsse?

Er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Das Mein und Dein war zwischen ihn und seinen Vater getreten und machte ihn unfrei, eben jetzt, da sein Vater ihm anscheinend Freiheit zu geben beabsichtigte.

Es war jedoch, als errathe der Freiherr, was in seinem Sohne vorging, denn er wendete sich zu ihm und sagte sichtlich sehr beruhigt: Es freut mich, daß ich mich in Dir nicht irrte. Art läßt nicht von Art,

und es soll meine Sorge sein, daß Dir Nichts entzogen wird. Ich werde Dein mütterliches Vermögen auf Richten eintragen lassen, das am wenigsten belastet ist und dessen wir uns sicherlich nicht entäußern werden. Die Zinsen sollen Dir regelmäßig zugehen, und das Jahrgeld, welches ich Dir bis jetzt gegeben habe, Dir nicht vorenthalten werden. Mit unserem Namen, mit Deinen persönlichen Vorzügen hast Du unter den ersten Familien des Landes zu wählen, und es wird Deine Sache sein, wenn Du, was der Himmel fügen wolle, uns aus dem Felde wohlbehalten heimkommst, eine Frau in unser Haus zu führen, deren Vermögen Dir einst die Mittel an die Hand gibt, den Schaden herzustellen, welchen die Noth und Ungunst der letzten Jahre unserem Besitze gebracht haben. Möge Dir in Deiner Gattin einst ein Glück beschieden werden, wie es mir in dem schönen, fröhlichen Herzen Vittoria's zu Theil geworden ist!

Er erging sich darauf in einer liebevollen Schilderung aller der Vorzüge seiner Gattin, erwähnte, daß er sein Testament zu machen beabsichtige, sobald Renatus mündig gesprochen sei, weil er über Vittoria's und ihres Sohnes Zukunft sich beruhigt fühlen dürfe, wenn er sie in die Hände von Renatus lege, und er

war allmählich von diesen ernsthaften Erörterungen wieder zu den Ansprüchen zurückgekehrt, welche die Erfordernisse der nächsten Tage an ihn und seine Mittel machten, ohne daß sein Sohn es anders als mit einzelnen Worten kund gegeben hatte, daß er den Mittheilungen seines Vaters achtsam folge.

Renatus befand sich in jenem Zustande, in welchem wir gleichsam ein doppeltes Denken haben. Er hörte alles, was der Freiherr zu ihm sprach, er nahm es mit dem Sinne auf, mit welchem sein Vater die Dinge und Zustände entweder selbst ansah oder sie ihn doch ansehen zu machen wünschte. Er war unter dem Einflusse, den die angeborene und anerzogene Ehrfurcht vor seinem Vater auf ihn übte, und doch hatte er die Ueberzeugung, sein Vater täusche ihn und sich mit bewußter Absicht über die Vermögensverhältnisse des Hauses, er sei weit weniger ruhig, weit weniger unbesorgt über dieselben, als er sich zeige; und doch wußte er, die Liebe, welche der Freiherr für Vittoria hegte, betrüge denselben, und seine Zuversicht sei verrathen. Er dachte unablässig an sich und an seinen Vater auf einmal. Jeder seiner Gedanken, jede seiner Empfindungen wurde von einem widersprechenden Gedanken, von einer widersprechenden Empfindung ge-

kreuzt. Er fühlte sich eben so beängstigt als unglücklich.

Er ahnte, obwohl er der Geschäfte nicht sonderlich kundig war, daß auch Richten bereits mit schweren Schulden beladen sein müsse, und daß sein Vater nur darum sich zu seiner Mündigsprechung entschlossen haben werde, weil er es unmöglich gefunden habe, in den gegenwärtigen Zeiten selbst zu den höchsten Zinsen ein Darlehen für eine dritte oder vierte Hypothekenstelle zu erhalten. Daß er sein Vermögen hergeben müsse, darüber war er keine Minute in Zweifel gewesen. Er war das seinem Vater schuldig und es mußte fraglos auch geschehen, wenn er es nicht zu einem Aeußersten kommen lassen, wenn er sich und seinem Geschlechte den angestammten Grundbesitz erhalten wollte. Aber wer bürgte ihm dafür, daß damit wirklich den Nothständen abgeholfen war, und was sollte aus ihm selber werden, wenn seines Vaters Verhältnisse sich immer mehr verschlechterten, wenn man gezwungen wurde, wie das in den letzten Jahren manchem Edelmanne begegnet war, die Güter zu verkaufen, und wenn der Kaufpreis nicht hoch genug sein sollte, sein auf Richten einzutragendes Vermögen zu decken?

Er selber — nun, er selber, so meinte er mit der Zuversicht des Reichgeborenen, der es nie bedacht hat, wie vieles Ueberflüssige ihm durch Gewohnheit zum Bedürfnisse geworden ist, und der es nie erfahren, wie schwer es für den Ungeübten ist, sich auch nur des Lebens Nothdurf zu erwerben — er werde mit sich und seinem Schicksal wohl fertig werden können; aber was sollte er beginnen, nun er sich gebunden hatte? Was sollte er mit Weib und Kind beginnen, wenn sein Vermögen ihm verloren ging? —

Alle jene Bedenken, welche er eben an dem Tage vor seiner Verlobung gegen dieselbe gehegt hatte, stiegen jetzt in erhöhtem Maße vor ihm auf, und das Herzeleid Vittoria's, die Täuschung, in welcher sein Vater von ihr gehalten ward, das ganze Unglück seiner Eltern wurden für ihn zu dem dunkeln Hintergrunde, auf welchem er sich und seinen Zustand wie in einem Spiegelbilde betrachten konnte. Aber er sah sich in demselben nicht mehr als als den sorglosen und glücklichen Jüngling, als welchen er sich bisher betrachtet hatte. Seine Jugend lag mit Einem Male weit hinter ihm, sein Glück zerrann wie Nebel vor seinem Auge. Er war ein Mann geworden, von welchem um der Selbsterhaltung, um der Ehre seines Hauses willen ein

schweres Opfer gefordert ward. Er trat plötzlich in die vordere Reihe seines Geschlechtes, er übernahm dessen Sorgen, Lasten und Pflichten, da die Schultern seines Vaters müde geworden waren; und nicht sein persönliches Wünschen, die Ehre seines Hauses mußte jetzt sein erstes und sein höchstes Ziel sein.

Er trug ein großes Verlangen, den Caplan allein zu sehen und sein Herz im Gespräche zu befreien, aber er konnte an dem Tage nicht dazu kommen. Der Freiherr hielt ihn beständig in seiner Nähe. Er sah auch Vittoria nicht anders, als in Gegenwart der Andern, und wie überall, wo es tiefe Mißstände in einer Familie gibt, war man es seit lange gewohnt, sich in der Unterhaltung an der Außenseite der Dinge zn halten. Es war von dem Vorhaben des Freiherrn iu Bezug auf Renatus mehrfach die Rede, aber man gedachte desselben nur als einer ehrenvollen Anerkennung, die der Freiherr dem Sohne zu gewähren für gut befand, und dieser ward dadurch genöthigt, des bevorstehenden Ereignisses ebenfalls nur mit Heiterkeit zu erwähnen.

Vittoria hatte sich mit Wahl gekleidet und zeigte sich so fröhlich, daß die Schatten von des Freiherrn Stirn davor verschwanden, wie draußen die Wolken

vor des Frühlings ersten, mächtigen Sonnenstrahlen. Renatus wußte nicht, ob er sie bewundern und beklagen, ob er sie verachten und hassen solle. Sie erschien ihm wie ein unheimliches Räthsel; eben deßhalb nahm sie jedoch seine Phantasie gefangen, und während ihre eigenartige Schönheit ihren alten Zauber auf ihn übte, betrachtete er sie mit einer ihm noch völlig neuen Empfindung, wenn er sich sagte, daß der Freiherr ihn zum Schützer dieser Frau ersehen, und daß er einzustehen habe für des Knaben Zukunft, der ihr in seiner Schönheit und in seiner fremdartigen Anmuth so völlig ähnlich war, daß eben diese Aehnlichkeit des älteren Bruders Herz bestrickte.

Er mußte es sich immer wiederholen, daß er im Vaterhause sei, so verändert fand er Alles und so hatte sich seine Ansicht über die Seinigen und seine Stellung zu ihnen verwandelt. Er konnte zu keinem klaren Bilde von seiner Zukunft gelangen. Seine Gedanken schweiften hastig von einem Aeußersten zum andern, bis endlich die treue Gefährtin jedes Leides, die wohlthätige Ermüdung, ihn in ihre Arme nahm und der Schlaf in seinen Träumen alle Widersprüche löste und das Unvereinbarste zusammenführte.

Drittes Capitel.

Früh, ehe der Freiherr noch aufgestanden war, ritt Renatus nach Rothenfeld hinüber, um sich bei seinem greisen Lehrer und Erzieher Rath zu holen. Er fand ihn mit seinem Gehülfen, der inzwischen auch nicht jünger geworden war, bei der Morgensuppe sitzen, denn der Caplan war der Ersten einer gewesen, welcher bei der Theuerung der Colonialwaaren sich bereit erwiesen hatte, auf ihren Gebrauch zu verzichten, obschon er durch ein langes Leben an denselben gewöhnt gewesen und bei seiner großen Mäßigkeit eigentlich auf den Kaffee als auf ein ihm nothwendiges Reizmittel angewiesen war. Wie Renatus ihn in dem hellen Sonnenlichte vor sich sah, bemerkte er, daß seine Schläfen tief eingesunken waren. Auch die Hauskleidung seines Freundes schien dem jungen Freiherrn trotz ihrer Sauberkeit sehr abgetragen zu

sein, und man hatte in der Pfarrwohnung, obschon der älteste Diener und treueste Freund der Arten'schen Familie sie bewohnte, die Verwüstungen, welche die Einquartierten während der ersten Franzosenzeit in derselben angerichtet hatten, kaum auf das Nothdürftigste hergestellt. Die Fensterläden waren erneut, aber immer noch nicht angestrichen, die Wände noch eben so verräuchert, als Renatus sie vor zwei Jahren verlassen, der Kachelofen hatte zwar die nöthigen Ersatzsteine erhalten, aber sie paßten nicht zu demselben. Es war Alles in Verfall gerathen; nur die Blumentöpfe des Greises blühten wohlgepflegt am Fenster, und sein Antlitz sah noch eben so edel und so zufrieden aus, als in den Tagen, in welchen die vorsorgliche Freundschaft der Baronin Angelika in Schloß Richten allen seinen Bedürfnissen schon im voraus begegnet war.

Sobald Renatus sich mit dem Caplan allein befand, erzählte er ihm, was vor seinem Abmarsche aus der Hauptstadt vorgegangen war. Er verhehlte ihm nichts, weder die Stimmung, in welcher er sich befunden, als er sich seiner Neigung für seine Jugendgespielin bewußt geworden war, noch die Zweifel, die ihn nach dem befallen hatten; auch nicht die Um=

stände, unter denen er sich Hildegard angelobt, ehe er noch seines Vaters Meinung eingeholt und dessen Billigung erhalten hatte. Er berichtete darauf, was am gestrigen Tage zwischen ihm und seinem Vater verhandelt worden war, und sagte dann: Nie in meinem Leben habe ich mich mehr im Zwiespalt mit mir selbst gefunden. Es drückt mich, mit einem solchen Geheimnisse vor meinem Vater zu stehen und von ihm Rathschläge und Wünsche für meine Zukunft aussprechen zu hören, die keine Bedeutung mehr für mich haben. Es drückt mich eben so, daß ich nicht den Muth besitze, meiner Liebe und meiner Braut gerecht zu werden, indem ich meinem Vater sage, daß ich bereits gewählt und mich gebunden habe. Aber kann ich meinem Vater, den ich sehr gealtert finde und sehr gebeugt sehe, unter den obwaltenden Umständen ein Zugeständniß abfordern, das er mir, wie ich jetzt weiß, nur widerstrebend geben würde? Meine Ergebenheit für meinen Vater, mein Ehrgefühl, ja, selbst meine Liebe für Hildegard sträuben sich dagegen. Sie ist kein Mädchen, das einer Familie aufgedrungen werden darf, und doch liegt mir Alles daran, sie auch von meinem Vater als meine künftige Gattin anerkannt zu wissen. Ich ziehe in das Feld, und da

ich jetzt in den Besitz meines mütterlichen Vermögens treten soll, möchte ich für den Fall meines Todes zu ihren Gunsten über dasselbe verfügen, denn Hildegard wird keinem anderen Manne angehören, wenn ich sterbe. Darauf kenne ich ihr Herz.

Der Caplan hatte ihn mit keiner Frage, mit keiner Bemerkung unterbrochen, da Renatus nicht zu den in sich befangenen Naturen gehörte, denen man zu Hülfe kommen muß, damit sie sich überwinden und erschließen. Er war vielmehr, wo er vertraute, zu überströmender Mittheilung geneigt, wurde sich in derselben gegenständlich, rührte und tröstete sich nach eigenem Bedürfen, sobald er nur erst dahin gekommen war, sich auszusprechen, und der Caplan hatte also keine große Mühe, den Seelenzustand seines jungen Freundes zu durchschauen, wennschon er es nicht für angemessen fand, ihn über denselben sofort aufzuklären. Er hatte niemals den Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, zu dem seinigen gemacht, aber er war, wie so Mancher, unter dessen Augen sich viele Lebensschicksale abgewickelt haben, zu der Ansicht gelangt, daß in dem Dasein der Menschen wie in der Natur überhaupt, das Geringere dem Stärkeren dienen müsse. Da er ohne persönliche

Wünsche und also ohne persönliche Hoffnungen war, hatte er, weil kein Mensch eines bestimmten Zieles entbehren kann, ohne in seiner Thätigkeit zu erlahmen, das Wohlergehen und Gedeihen des Arten'schen Geschlechtes und der von demselben gegründeten katholischen Gemeinde zu seiner Herzenssache gemacht, und beharrlich wie die Kirche, der er angehörte, suchte er in dem Sohne und durch den Sohn dasjenige fortzuführen, was der Vater begonnen hatte und was durch die Noth des Tages beeinträchtigt und gefährdet ward.

Jedes Wort, das Renatus zu ihm gesprochen, hatte den scharfblickenden Geistlichen davon überzeugt, daß der junge Freiherr, stolz auf den Rang, den sein Geschlecht seit langen Jahren unter dem Adel des Landes eingenommen hatte, augenblicklich mehr mit der Sorge um dessen würdiges Fortbestehen, als mit seinen persönlichen Hetzensangelegenheiten beschäftigt, und daß von einer eigentlichen Liebe oder Leidenschaft für seine erwählte Braut, für Hildegard, bei Renatus nicht die Rede war.

Aber der Caplan hütete sich, ihm dieses bemerklich zu machen. Er wollte ein mild erwärmendes und reinigendes Feuer nicht durch den scharfen Hauch des Widerspruches zu einer Flamme anfachen, die man

nicht leicht wieder dämpfen und erdrücken konnte, wenn man dies zu thun etwa nöthig finden sollte. Der Caplan war es im Gegentheile nach den schweren Erfahrungen, welche das von Leidenschaften stürmisch bewegte Leben des alten Freiherrn ihn hatte machen lassen, sehr wohl zufrieden, daß Renatus sein unschuldiges Herz einem edeln jungen Mädchen zugewendet hatte, dessen Bild ihn begleite, und ihn vor den Versuchungen des Lebens wie vor den Verlockungen seiner Sinne bewahren konnte. Aber daß Renatus sich mit einem armen Mädchen verheirathete, lag eben so außerhalb seiner als außerhalb des Freiherrn Ansichten.

Schon seit Jahren hatte der Caplan aus den Mitteln, welche der Freiherr seiner Zeit für den Pfarrer seiner katholischen Kirche bestimmt, den Sakristan und die vier Chorschüler unterhalten, denn es war, da der Freiherr sich nach dem Tode der Baronin auf Reisen begeben und viel Geld gebraucht hatte, nicht zu der Feststellung eines Capitals für die kirchlichen Zwecke gekommen, und auch die Hoffnung, daß man in den Chorschülern sich brauchbare Handwerker und eine katholische Gemeinde erziehen werde, hatte sich nicht verwirklicht. Weil man für die Knaben

auf den Dörfern keine guten Lehrmeister finden konnte und man, wenn einmal ein solcher vorhanden war, bei ihm auf die Weigerung stieß, einen Katholiken in sein Haus aufzunehmen, war man stets genöthigt, die Chorschüler, sobald sie herangewachsen waren, in die Lehre nach der Stadt zu schicken, und die Mehrzahl von ihnen hielt es dann nach vollendeter Wanderschaft und erlangter Meisterschaft mehr ihrem Vortheile angemessen, ihr Gewerbe in den großen Städten, als auf den Gütern des Freiherrn zu betreiben, auf denen obenein die Abneigung und das Mißtrauen der protestantischen Bevölkerung ihnen hindernd entgegentraten. Man mußte also immer aufs Neue katholische Knaben heranzuziehen suchen, und wenn es an und für sich auch ein gutes Werk war, diesen eine wohlgeleitete Erziehung zu geben, so ward das Unternehmen, weil es in sich nicht fortwirkte, sondern sich fast ganz unfruchtbar erwies, doch kostspieliger, als man erwartet hatte, und der Freiherr hatte schon bei seiner Rückkehr aus Italien alle Theilnahme dafür verloren. Er hatte es kein Hehl, daß er den Kirchenbau bereute, er kam auch selten in die Kirche, obschon Vittoria oft zur Messe fuhr, und wenn er gelegentlich auf den Sakristan und auf die Sänger zu sprechen kam,

fragte er nicht, wie sie unterhalten würden, nachdem er einmal die Erfahrung gemacht hatte, daß der Caplan für sie Sorge trug.

Hatte man des Quartettes einmal nöthig, wenn Vittoria sich vor der Gesellschaft im geistlichen Gesange hören lassen wollte, so berief man den Sakristan mit seinen Schülern; der Freiherr wußte sich dann etwas mit dieser Art von Capelle, zeigte sich ihr gnädig, lobte und tadelte als ein Kenner und ließ es an einem Gnadengeschenke auch nicht fehlen. Im Uebrigen beruhigte er sich damit, daß der Caplan in den langen Jahren, welche er dem Arten'schen Hause angehört hatte, ein hübsches Vermögen erworben haben müsse, dessen er nicht bedurfte, und es schien dem Freiherrn so natürlich, wenn der Geistliche, der durch die Gründung der Pfarre lebenslang versorgt war, seinen im Arten'schen Dienste zusammengebrachten Besitz auch zum Nutzen und zur Ehre des Hauses, die hier zugleich die Ehre Gottes und der Kirche war, verwendete, daß er es nie für nöthig gefunden hatte, darüber auch nur eine Sylbe gegen den Caplan zu verlieren. Er war in seinem Verhältnisse zu Allen, die ihm dienten, nach wie vor derselbe.

Aber der Caplan war auch sich selber treu ge-

blieben, und wie der Freiherr an dem würdigen Fortbestehen seines Geschlechtes, so hing der Geistliche an der Erhaltung des Gotteshauses, das unter seinen Augen entstanden war, und an der Hoffnung, das katholische Bekenntniß in diesem Theile des Landes endlich Wurzel fassen und sich ausbreiten zu sehen. Indeß die Erhaltung der Kirche für die katholische Confession wurde zweifelhaft, wenn Renatus jemals gezwungen werden sollte, sich des väterlichen Besitzes zu entäußern, da derselbe dann leicht in nichtkatholische Hände übergehen und es in einem solchen Falle nicht allzu schwer halten konnte, das Gotteshaus den Evangelischen zusprechen zu lassen. Dem Caplan war also eben so wie dem Freiherrn daran gelegen, Renatus mit einer reichen Erbin aus den katholischen Provinzen sich verbinden zu sehen, und weil er dieses wünschte und es im Augenblicke nicht zu erreichen war, that er wenigstens so viel an ihm lag, dem jungen Baron für die Zukunft die mögliche Freiheit bewahren zu helfen.

Er nannte die Neigung, welche Renatus für Hildegard empfand, edel und berechtigt, er pries die Eigenschaften der jungen Gräfin und das Glück derjenigen, deren reine Seelen sich in keuscher Neigung

früh zusammenfinden; aber er gab es dem Jünglinge zu überlegen, ob unter den Bedenken, die sich in ihm gegen diese Verlobung erhoben hatten, nicht eines oder das andere begründet sein sollte. Er fragte ihn, ob er überzeugt sei, daß er niemals eine stärkere Empfindung hegen werde; ob er glaube, daß Hildegard dem Ideale entspreche, welches jeder reine Jüngling von dem Weibe, das er lieben solle, im Herzen trage. Er erinnerte ihn daran, daß er an der Ehe seiner Eltern das Beispiel vor sich habe, wie unglücklich eine nicht völlige Zusammengehörigkeit bei Gatten machen könne, und er sprach sich, da er Renatus nachdenklich werden sah, endlich dahin aus, daß er es für alle Theile heilsam glaube, wenn man vorläufig aus dem Herzensbündnisse der Liebenden noch ein Geheimniß mache.

Du, mein theurer Renatus, sagte er, wirst dadurch der Nothwendigkeit enthoben, Deinem richtigen Zartgefühle entgegen, eben jetzt von Deinem Vater ein sicherlich widerwillig gegebenes Zugeständniß zu fordern. Du und auch die theure Hildegard, ihr gewinnt beide die Zeit, in der Trennung Eure Herzen und die Beständigkeit und Stärke Eurer Neigung zu erkennen und zu prüfen, und kehrst Du uns, wie

wir alle sehnlich hoffen, unter dem Schutze des Höchsten aus dem Kriege heim, hellt unser politischer Gesichtskreis sich so weit wieder auf, daß Gewerbe und Handel sich wieder frei bewegen können, daß der Grundbesitz seinen wahren Werth zurückerlangt, nun, so wird Dein Vater keine Ursache mehr haben, Dir irgend eine Beschränkung bei Deiner Wahl aufzuerlegen, und er wird dann diejenige mit Freuden in seine Arme schließen, der er heute nur widerwillig seinen Segen geben würde.

Renatus hatte, den Kopf in die Hand gestützt, den Auseinandersetzungen seines geistlichen Freundes ohne eine Erwiderung zugehört. Auch als derselbe geendet hatte, regte der junge Mann sich nicht. Der Caplan kannte das an ihm und es galt ihm als ein gutes Zeichen. Wenn Renatus nach einem Meinungsaustausche auf solche Weise in sich selbst versank, war er in der Regel damit beschäftigt, wie er die fremde Ansicht mit der seinigen so verbinden könne, daß dasjenige als freie Entschließung erschien, was er auf Zureden eines Anderen that. Denn obschon er die stolze Selbstherrlichkeit seines Vaters nicht besaß, hatte er doch die Eitelkeit, in den geringfügigsten wie in den wichtigsten Dingen seine Meinung und seine freie

Entschließung kundgeben und behaupten zu wollen; ja, er war im Stande, seine eigene Ueberzeugung, wenn ein Anderer dieselbe ausgesprochen hatte, zu verleugnen und ihr entgegen zu handeln, nur um den Verdacht der Unselbständigkeit von sich abzuwehren. Hier aber, wo der Rath seines Lehrers mit seinem geheimsten Wollen zusammentraf, verlangte es ihn, vielleicht ohne daß er sich dessen klar bewußt war, danach, sich auch im voraus gegen die Vorwürfe zu sichern, die er oder Andere ihm später über seine Handlungsweise machen konnten. Er wollte Herr über seine Entschlüsse bleiben und doch die Möglichkeit haben, die Verantwortlichkeit für dieselben im Nothfalle auf fremde Schultern wälzen zu können, und der Caplan war es als ein Diener seiner Kirche gewohnt, wo es der Förderung ihrer Zwecke galt, schwerere Lasten und Verantwortungen über sich zu nehmen, als Renatus ihm in diesem Falle zu tragen auferlegen konnte.

Woran denkst Du, lieber Renatus? fragte er endlich, da der junge Mann alle Anregung, ja, selbst die Aufforderung, sich zu erklären, diesmal von seinem alten Freunde zu erwarten schien.

Muß ich Ihnen das erst sagen? Was wird Hil-

degard, was die Gräfin von mir denken, wenn ich die Forderung an sie stellen muß, unsere Verlobung geheim zu halten? Denn ich darf ihnen nicht auseinander setzen, wie die augenblickliche Stimmung und die gegenwärtigen Verhältnisse meines Vaters es mir fast wie eine Entweihung erscheinen lassen, wollte ich ihm jetzt enthüllen und Preis geben, was mir nächst meiner Ehre das Theuerste und Heiligste ist!

Er schwieg, um sich eine ihm zu Hülfe kommende Einwendung machen zu lassen; da der Caplan sie ihm aus gutem Grunde vorenthielt, sprach er selber nach einigem Ueberlegen: Wenn ich sicher wäre, daß Hildegard meiner Liebe, meinem Worte so voll vertraute, wie ich ihr. . . .

Mein Sohn, unterbrach ihn der Caplan, versündige Dich nicht an Hildegard: sie gibt ihr Herz nicht, wo sie nicht vertraut!

Aber die Gräfin? wendete Renatus ein.

Der Caplan legte seine Hand auf des jungen Mannes Schulter und sagte: Gräfin Rhoden ist eine welterfahrene Frau und eine vorsorgliche Mutter, die Dich und ihre Tochter kennt, aber sicherlich auch auf des Lebens Wechsel und Möglichkeiten denkt. Sie weiß, daß Deine Liebe und Dein Wort ihrer Tochter

angehören, wenn Du heimkehrst, indeß ... Er hielt inne und sagte dann, mit vorsichtiger Mißbilligung den feinen Kopf wiegend: Es war vielleicht nicht wohlgethan, im Angesichte eines solchen Krieges um die Hand eines jungen Mädchens zu werben. Ich bin sicher, daß es der Frau Gräfin nicht willkommen war, und es wäre großmüthiger von Dir gewesen, Dich zu überwinden und zu schweigen, denn es ist traurig, ein junges Mädchen zur Wittwe werden zu sehen, ehe es noch das Glück der Ehe kennen gelernt hat.

Renatus war gegen den leisesten Tadel empfindlich. Hildegard's Herz hätte in jedem Falle um mich getrauert, meinte er, wenn die Würfel des Todes mir fallen sollten!

Gewiß; aber man betrauert einen im Verschwiegenen geliebten Mann mit anderer Empfindung, als einen, dem man sich heimlich anverlobte, oder gar als einen erklärten Bräutigam. Das Mitwissen Anderer steigert für die meisten Menschen den Schmerz und zwingt oder veranlaßt sie oftmals, ihn in sich noch aufrecht zu erhalten, wenn sie bereits in der Verfassung wären, ihn zu überwinden. Und wo man nicht sicher ist, Glück und Freude bereiten zu können,

soll man trachten, mögliches Leid und Unglück zu verhüten.

Renatus erhob sich, denn es bemächtigte sich seiner eine große Unruhe. Er konnte den Ansichten des Caplans nichts entgegensetzen, sofern sie auf eine noch zu begehende Handlung angewendet werden sollten; aber er ahnte ihren Zweck für diesen besonderen Fall und er verhehlte sich nicht, daß seine Neigung für Hildegard keineswegs eine unüberwindliche gewesen war, daß er eine Uebereilung begangen habe und daß er leicht in die Lage kommen könne, ja, daß er sich eigentlich bereits in der Lage befinde, diese Uebereilung zu bereuen.

Er ging hastig ein paar Mal im Zimmer auf und nieder, blieb dann plötzlich vor dem Geistlichen stehen und fragte kurz und heftig: Was soll ich denn thun? Was wollen Sie denn, daß ich thue?

Dasjenige, was Du zu thun ohnehin entschlossen warst, sprach der Geistliche gelassen.

Sie rathen mir also, gegen meinen Vater von der ganzen Angelegenheit zu schweigen?

Unbedenklich!

Und Hildegard — die Gräfin — wie soll ich vor

ihnen dieses Verhalten rechtfertigen? Wie kann ich ihnen meine Handlungsweise erklären? rief er noch einmal.

Der Caplan hob sein Auge zu ihm empor und blickte ihn ruhig an. Ueberlasse es mir, mein theurer Sohn, Deine Rechtfertigung zu übernehmen! sagte er. Und er wußte, daß Renatus diese Antwort von ihm erwartet hatte. Renatus zögerte auch nicht, sich dieselbe zu Nutzen zu machen.

Aber, fragte er, was soll ich Hildegarden schreiben?

Das fragst Du mich? entgegnete der Caplan. Nun, Du wirst Hildegarden alles sagen, was Dein Herz Dir eingibt, und das Uebrige vergönne mir, der Frau Gräfin auseinder zu setzen. Ich gebe die Verhältnisse des Freiherrn sicherlich nicht Preis, und da ich die Ansichten der Frau Gräfin aus langjährigem Vertrauen kenne, hoffe ich, Gehör bei ihr und die Billigung Deiner Handlungsweise von ihr zu erlangen. Jetzt aber — er trat an's Fenster und sah zu dem Kirchthurme empor — jetzt ist's wohl an der Zeit, auf Deine Rückkehr zu denken, denn der Freiherr wird Dich erwarten.

Renatus zog die Uhr hervor und gab dem Caplan Recht. Er sagte, daß er ihm eine große Beruhigung verdanke, daß er nun wieder mit freiem Herzen an

die Geliebte denken könne, und daß er nur bedauere, Vittoria in das Vertrauen gezogen zu haben. Indeß er nahm das alles leicht, da er für jetzt der Rücksprache mit dem Freiherrn enthoben war, vor der er sich mehr, als er sich selbst gestehen mochte, gefürchtet hätte.

Im Schlosse fand er, da von dem Freiherrn alle vorbereitenden Schritte bereits vor einigen Wochen geschehen waren, die richterlichen Beamten, vor denen der besprochene Akt seiner Mündigkeitserklärung vollzogen, und durch welche die Eintragung von Renatus' Vermögen auf Richten bewerkstelligt werden sollte, schon angelangt. Erst bei diesen Verhandlungen erfuhr der junge Freiherr, daß seine Befürchtungen wegen seines Vermögens nicht ohne Grund gewesen waren. Sein Capital stand, wenn man die Nähe des Krieges und die mit ihm zusammenhängenden Möglichkeiten in Betracht zog, keineswegs sicher auf dem Gute, und die vor ihm eingetragenen Gläubiger erhielten unverhältnißmäßig höhere Zinsen, als der Freiherr sie seinem Sohne festzusetzen für angemessen fand. Auch sah der Freiherr wohl, daß Renatus die Farbe wechselte, als er das betreffende Schriftstück unterzeichnete, indeß der Vater behandelte nur die Mündig=

keits-Erklärung des Sohnes als ein ernstes Ereigniß, an das er mit aller Würde und Feierlichkeit heranging.

Er umarmte den Sohn, nannte ihn vor allen Zeugen einen fertigen Mann, einen Mann von wahrer Ehre und seinen Freund, und gab dann auf die Regelung der Geldangelegenheit anscheinend nur wenig Acht. Er erklärte sie für eine bloße Form, da zwischen Vater und Sohn von Mein und Dein doch nicht die Rede sein könne, meinte dann, daß Renatus erst jetzt wahrhaft in den Besitz seines mütterlichen Erbtheiles trete, wo er es in dem Grunde und Boden des Familiengutes anlege, und als im Laufe des Nachmittages der militärische Chef des jungen Freiherrn mit seinem Stabe eintraf, war von den abgethanen Geschäften natürlich keine Rede mehr.

Der Freiherr hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, es seinen militärischen Gästen, es einer solchen Gesellschaft von Edelleuten aus allen Provinzen des Landes, in seinem Schlosse an irgend etwas fehlen zu lassen, was zu bieten er im Stande war, und Renatus hielt wo möglich noch mehr darauf, daß der Empfang seiner Vorgesetzten und Kameraden seinem Vaterhause Ehre mache.

Er hatte sonst es nicht leicht gewagt, dem Frei-

herrn gegenüber Verlangnisse zu äußern und Vorschläge zu thun; aber er war nun großjährig gesprochen, er hatte auch sein ganzes, persönliches Vermögen hergegeben, seinem Vater eine Erleichterung zu bereiten, und man konnte es doch in der That nicht wissen, ob es nicht das letzte Mal sei, daß er im Vaterhause weile. Er hatte nie gefühlt, was es mit der hastigen und feurigen Lebenslust des Soldaten auf sich habe. Jetzt erwachte sie in ihm. Er wollte froh sein, er wollte genießen und Andere mitgenießen lassen, was er besaß. Er blieb in beständiger Bewegung und Aufregung, erhielt alle Andern in derselben, und noch niemals hatte er seinem Vater so wohlgefallen, noch nie hatte der Freiherr es wie eben jetzt erkannt, daß sein Sohn ihm doch sehr ähnlich sei. Er gab jetzt allen Wünschen desselben unbedingte Folge. Ein Ball wurde aus dem Stegreif in das Werk gesetzt, die Säle, die Zimmer, die Fluren und Treppen waren wieder einmal belebt, wie in den Tagen, deren Renatus sich aus seiner Kindheit zu erinnern wußte. Wo die jetzt beschränkte Dienerschaft des Hauses nicht ausreichte, half die militärische Bedienung der Einquartierten aus, die man für die wenigen Stunden, in denen man ihrer bedurfte, in die Livréen des Hauses

steckte; es waren deren noch mehrere von früher her vorhanden.

Allerdings durfte Renatus nicht nach der Schloßthorseite an das Fenster treten, ohne daß es ihm durch das Herz schnitt, wenn die Allee, die prächtige Allee, ihm fehlte, wenn er so weit hinaus die große Fläche übersehen konnte. Sie kam ihm wie ein Schlachtfeld vor, es schwebten traurige Schatten, Unheil verkündende Geister über ihr. Aber Niemand von seinen Kameraden vermißte die alten Bäume, es vermißte auch Niemand die schweren silbernen Tafelaufsätze und Pracht-Geräthschaften, die sonst bei feierlichen Gelegenheiten die Tafel geziert und den großen, alten Schenktisch geschmückt hatten. Es waren während des Krieges viele Alleen niedergeschlagen worden und viele Gutsbesitzer hatten in den harten Zeiten ihr Silber eingeschmolzen oder es in den großen Städten in verhältnißmäßige Sicherheit zu bringen gesucht. Renatus fragte nicht darum, er nahm ohne Weiteres das Letztere an. Man ritt, man jagte in den schönen Revieren der Herrschaft, Alles wurde besehen, Alles bewundert: der Ahnensaal im Schlosse und die Kirche in Rothenfeld und die prächtige Familiengruft, in welcher die Baronin Angelika neben den

anderen Todten ihres Hauses ihre Ruhestätte gefunden hatte.

Die Stunden der kurzen Rasttage entschwanden, ohne daß Renatus zur Besinnung kam. Er sah seinen Vater angeregt und wohlaufgelegt wie seit langen Jahren nicht. Vittoria schien auch neu belebt zu sein, die Anwesenheit so vieler Männer, der Eindruck, den sie auf dieselben machte, die Bewunderung, welche sie durch ihren Gesang wie durch die Fremdartigkeit ihres ganzen Wesens erregte, zerstreuten sie und schmeichelten ihr wie ihrem Gatten. Renatus konnte es nicht über sich gewinnen, noch einmal mit Vittoria von seiner Verlobung zu reden und die seltene Zufriedenheit zu stören, die ihn umgab. Es ward von Hildegard gar nicht mehr gesprochen. Nur mit Mühe fand er die Muße, seiner Braut zu schreiben oder ihrer in Ruhe zu gedenken.

Am Abende vor dem Abmarsche hatte man noch einmal die Gesellschaft aus der ganzen Umgegend zusammengebeten. Man tanzte noch einmal, und man spielte. Spät, als die Dunkelheit schon lange über der Erde und über dem ersten Knospen des Frühlings ausgebreitet lag, flammte oben auf der Margarethen-Höhe ein Feuerwerk empor und an dem

Giebelfelde des Freundschaftstempels glänzte in farbigem Licht das Wort: „Victoria.“

Es war eine Ueberraschung, mit welcher der Chef des Regiments seinen Wirthen den Dank für ihre verschwenderische Gastfreundschaft zu erkennen geben wollte; denn wie das Wort die Hoffnung der zum Kampfe ziehenden Krieger aussprach, so huldigte es auch der schönen Schloßherrin, und es kam dabei nicht in Betracht, daß der Freundschaftstempel sehr verfallen war, daß man alte Geräthschaften und Reisig in dem Raume aufbewahrte, der einst das Bild der Herzogin Margarethe umschlossen hatte und ihrem Andenken gewidmet worden war. Das glänzende Licht des Feuerwerkes, wie vergänglich es auch war, machte alles Andere vergessen, und als es erloschen war, dachte man des Tempels und der Margarethen-Höhe überhaupt nicht mehr.

Renatus schrieb, wie er sich ausdrückte, mit dem Fuße im Bügel, noch an seine Braut. Der Caplan übernahm die Besorgung dieses Briefes.

Die Regimentsmusik schmetterte auf dem großen Schloßhofe schon ihre muthigsten Weisen, als der Freiherr den Sohn in die Arme schloß, als Renatus, mit Thränen und von des Vaters Segenswünschen

begleitet, aus seinen Armen schied. Sie hatten sich nie so nahe gestanden, waren einander nie so lieb gewesen, als in diesem Beisammensein, und noch im letzten Augenblicke legte der Freiherr seine Gattin und Valerio an seines Sohnes Herz und sagte sehr erschüttert, obschon die Fremden es sehen und hören konnten; Kehre mir wieder, mein theurer, theurer Sohn, und sei ihre Stütze, wenn ich nicht mehr bin, wie Du mein Freund und meine Freude bist! —

Er weinte und schämte sich der Thränen nicht. Der Mensch, der Vater, trugen in ihm den Sieg über die Formen der Gesellschaft davon, die überall aufrecht zu erhalten er sonst als seine Aufgabe angesehen hatte. Die Ereignisse waren stärker, als er und seine schwindende Kraft, und sie wuchsen mit jedem Tage an Gewaltigkeit, an Furchtbarkeit und an Erhabenheit über ihn hinaus.

Viertes Capitel.

Was die Abergläubischen bei dem Erscheinen des großen Kometen gefürchtet und vorausgesagt, was Seba einst hoffend ausgesprochen, als sie, mit Renatus in der Thüre ihres Gartensaales stehend, das prächtige Phänomen betrachtet, es hatte sich Alles über jedes Erwarten schnell erfüllt.

Es war ein verheerendes Kriegsunglück über die Welt gekommen, das größte Kriegsheer, das die Menschheit seit unvordenklicher Zeit gesehen, war vernichtet worden. Die Russen selbst hatten die heilige Hauptstadt ihres Reiches zerstört. Zu Hunderttausenden waren die Kinder eines glücklicheren Klima's, waren die Söhne Frankreichs und Italiens, waren Portugiesen und Spanier, Deutsche und Polen unter dem Schnee der russischen Eisgefilde umgekommen, und ein Flüchtiger, ein Geschlagener und Ueberwundener,

war der bis dahin für unbesiegbar gehaltene Kaiser von Frankreich mitten durch das von ihm unterjochte und geknechtete Europa seiner Hauptstadt zugeeilt, um, ein niedergeworfener Riese, aus dem Boden seiner Heimat neue Kraft zu schöpfen.

Noth und Elend hatten den Weg bezeichnet, auf welchem das französische Heer nach Rußland gezogen war, Elend, Krankheit, Tod und Leichen bezeichneten die Straße, auf der die Trümmer dieses für unüberwindlich gehaltenen Heeres bald in kleineren, bald in größeren Massen, bald vereinzelt als jammervoll Verstümmelte, als in Lumpen gehüllte Bettler durch das Land zogen, und es gab in den preußischen Ostprovinzen sicherlich nicht Eine Stadt, nicht Ein Dorf, ja, nicht Ein Haus, dem die Theilnahme an dem Entsetzen erspart worden wäre, welches das geschlagene Heer mit sich durch aller Herren Länder trug. Je größer die Ortschaften waren, je eher man hoffen durfte, in ihnen Aufnahme oder Erquickung, ja, oft nur ein ruhiges Sterbekissen zu finden, um so massenhafter drängten die Fliehenden sich dorthin, und die Herrschaft Richten mit dem Kirchthurme von Neudorf, mit dem weithin in die Ferne ragenden goldenen Kreuze der rothenfelder Kirche, zogen immer

aufs Neue ganze Scharen von Flüchtigen in ihren Bereich.

. Die Kirchen beide lagen voll von Kranken und von Sterbenden. Der protestantische Pfarrer, der des alten Pastors Nachfolger geworden war, der Caplan und sein Sakristan rasteten nicht Nacht, nicht Tag. Die leibliche Noth und das geistige Leiden der im fremden Lande, fern von den Ihrigen Hinsterbenden nahmen die Geistlichen der beiden Gemeinden gleichmäßig und ganz in Anspruch. Wollte man den Muth der Dorfbewohner nicht völlig sinken lassen, wollte man nur die Leichen unter die Erde bringen, so durften diese Männer sich nicht schonen, und keiner von ihnen dachte an sich und an die eigene Gefahr. Der Caplan ging Allen voran in hingebender Thätigkeit und Selbstaufopferung, und er rechnete sich dies nicht zum Verdienste. Seine Tage waren gezählt, er hatte nichts, woran seine Seele gefesselt war, er dankte seinem Gotte, daß er ihm die Kraft gelassen habe, zu helfen, zu tröften bis an sein Lebensende, und fernsehend mit dem Auge seines Geistes, gab er sich gläubig an die Hoffnung der Vaterlandsbefreiung hin, die am Horizonte des neuen Jahres emporzusteigen begann.

Der Freiherr theilte diese Hoffnung nicht. Er hatte Napoleon verabscheut, als er noch General und Consul gewesen war; aber die Gesinnungen des Freiherrn hatten eine Aenderung erlitten, seit der Consul sich die Krone aufgesetzt und mit eiserner Hand der Volksherrschaft in Frankreich ein Ende gemacht hatte. Der Kaiser, dessen Tyrannei die Franzosen, wie der Freiherr es nannte, für das Freiheitsgelüsten geißelte, in welchem sie ihren König ermordet, den Adel des Landes unter das Messer der Guillotine geliefert und in die Verbannung zu gehen gezwungen hatten, erschien ihm wie eine sittliche Nothwendigkeit in der Weltordnung. Er sah das Unglück, das Napoleons schrankenlose Eroberungssucht über ganz Europa brachte, als die gerechte Strafe dafür an, daß die Fürsten und Völker dem angestammten französischen Herrscherhause und den gut gesinnten Franzosen nicht ihren vollen Beistand zur Niederwerfung der Revolution geliehen hatten, und wenn er in sein Inneres blickte, fühlte er für den Kaiser, der sein willkürliches Belieben zum Gesetze eines Welttheils machte, jetzt mehr Vertrauen, mehr Theilnahme und Bewunderung, als für irgend einen der deutschen Fürsten, die in widerwilligem Gehorsam und zum Theil in knechtischer

Schmeichelei und Selbsterniedrigung zu des Eroberers Füßen lagen, oder gar zu seinem Landesherrn und zu dessen Regierung, welche gegen die Herrschaft des großen Genius, des Revolutions-Besiegers ankämpfen zu können glaubten, indem sie in dem eigenen Lande die Gemüther des niederen Volkes selbst in Aufregung versetzten, die Hand an geheiligte, alte Rechte legten, den Adel beraubten und von sich entfernten, ohne damit das Volk erheben und zufriedenstellen zu können. Er hatte den Ausspruch des vierzehnten Ludwig: „Ich bin der Staat!" immer verstanden und bewundert. Er bewunderte auch Napoleon, der sich als den Willen und das Gesetz für seine Zeit hinstellte, und der Gedanke einer von Napoleon begründeten Weltherrschaft stimmte mit den Ansichten des Freiherrn wohl zusammen, seit der Kaiser sich geneigt erwies, dem alten Adel seine Hand zu bieten, und ihn in viele seiner Rechte wieder einzusetzen.

Es war mit seiner vollen Zustimmung geschehen, es hatte sich kein Widerstreben in ihm geregt, als sein Sohn den Fahnen Frankreichs nach Rußland hatte folgen müssen. Der jähe Glückswechsel, der den Kaiser traf, erschreckte den Freiherrn also höchlich und warf ihn fast mehr darnieder, als einst das Unglück

seines Vaterlandes. Er wurde irre an der Folgerichtigkeit der Dinge, wie er sie verstand, und die Ohnmacht auch des gewaltigsten Einzelwillens, das endliche Unterliegen auch der größten Kraft des Einzelnen, erschütterten ihn und ließen ihn Schlüsse machen, die er auch gegen seine eigenen Ueberzeugungen zu richten, sich nothgedrungen sah.

Er wollte nichts wissen von der Verbindung, welche schon lange im Lande thätig war und alle Stände zu einmüthiger Erhebung gegen die Tyrannei der Fremdherrschaft wachzurufen trachtete. Er wendete sich von den Mitgliedern des alten Adels mit Beschämung ab, wenn sie es als ein erstrebenswerthes Ziel bezeichneten, mit ihren Bauern und Insassen in gleicher Reihe und gleichem Gliede zu fechten. Er mochte nichts hören von den Verhandlungen, durch welche deutsche und vor Allem die preußischen Vaterlandsfreunde den Anschluß an Rußland vorzubereiten strebten, und er vermied es, den eigenen Sohn zu sehen, als dieser, mit dem York'schen Corps aus Rußland wiederkehrend, von der allgemeinen Stimmung über sich hinausgehoben, voll Begeisterung dem nahen Freiheitskampfe entgegen zu gehen hoffte.

Der eisige Winter hatte den Greis in seinem

Schlosse gefangen gehalten. Auch das erwachende Jahr lockte ihn wenig hinaus. Er war nicht begierig, die Verwüstungen anzusehen, welche die fliehenden Franzosen und die sie verfolgenden Russen innerhalb seiner Besitzungen angerichtet hatten. Das Recht des Stärkeren, die Unerbittlichkeit der Noth hatten überall gewaltet, der gegenwärtige Amtmann war nicht der Mann gewesen, sich dem Aeußersten zu widersetzen; der Freiherr hatte nicht mehr die Kraft, nicht mehr die Mittel besessen, mit großen Opfern größere Uebel zu verhindern. Es sah übel auf der Herrschaft aus, als im Beginne des Frühlings der König von Preußen den Aufruf an sein Volk erließ, der Jeden, welcher die Waffen tragen konnte, zu den Fahnen forderte, um mit Gott unter des Königs Führung für die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen.

Der Freiherr hatte den Aufruf wieder und wieder gelesen und ihn dann zu dem Caplan geschickt, den die Pflege seiner Verwundeten und Kranken jetzt in Rothenfeld zurückhielt und der schon seit vielen Wochen nicht nach Richten gekommen war, um das pestartige Lazareth-Fieber, das sich aus den Spitälern in den beiden Kirchen nach den Dörfern verbreitet hatte, nicht auch in das Schloß zu übertragen. Aber

der Freiherr vermißte ihn sehr, das Herz war ihm beladen, und Vittoria war nicht die Frau, vor der er es entlasten konnte.

Es waren ihre Schönheit, ihre Weltunerfahrenheit gewesen, die ihn einst an der kaum der Kindheit entwachsenen Jungfrau bezaubert hatten, und er hatte von Vittoria liebevoll alles ferngehalten, was ihr diesen Reiz zerstören konnte. Sie war heute noch schön, fast schöner, als sie je gewesen, sie war heute noch fremd in der Welt Händel und in den Nöthen und Bedürfnissen des täglichen Lebens, sofern diese letzteren nicht sie selbst betrafen; aber seit er ihrer Schönheit nicht mehr genießen konnte wie sonst, rührte sie ihn, statt ihn zu erfreuen, und die Selbstsucht, mit welcher Vittoria wie ein wahres Kind, nur an ihr eigenes Wollen und Bedürfen dachte, quälte ihn jetzt bisweilen eben so, wie sie ihn sonst belustigt hatte. Er dachte jetzt oft, gar oft an die Baronin Angelika zurück, indessen er wußte daneben auch, nach welcher Seite das Herz seiner ersten Gattin sich in diesen Zeiten hingewendet haben würde.

Wenige Tage, nachdem der königliche Aufruf in die Provinz und in das Schloß gelangt war, brachte einer der Chorsänger aus Rothenfeld dem Freiherrn

einen Brief des Caplans. Der Freiherr, der in seinen jungen Jahren der verheerenden Seuche, welche auf den Gütern geherrscht hatte, muthig entgegengetreten war, zeigte sich jetzt ängstlich gegen Krankheit und Ansteckung und vermied es also, den Boten vor sich zu lassen. Er empfing den Brief durch seines Dieners Hand, ließ sich die Brille reichen, deren er sich, weil es ihn an eine Altersschwäche mahnte, nur ungern bediente, und trat an das Fenster, um das Schreiben zu lesen. Es war jedoch, als ob er seinen Augen nicht traute, denn er nahm die Brille ab, putzte mit vorsichtiger Hand die feinen Gläser, las den Brief noch einmal und sagte danach, daß er die Antwort senden werde.

Als der Diener sich entfernt hatte, ging der Freiherr eine Weile langsam in dem Zimmer auf und nieder. Der Caplan schrieb ihm, daß die sämmtlichen vier Chorschüler nach der Kreisstadt zu gehen dächten, um in die Landwehr einzutreten, daß er sie übermorgen, da die Kirche voll Kranker liege, zu diesem Schritte in seiner Wohnung vorzubereiten und einzusegnen wünsche, und daß er den Freiherrn anfrage, ob es ihm möglich sei, den jungen Leuten das Geld zu ihrer Ausrüstung zu geben, widrigenfalls er ihn

ersuche, ihm einen Theil seines rückständigen Gehaltes auszahlen zu lassen, damit er, so viel an ihm sei, für die Bewaffnung seiner bisherigen Zöglinge sorge. Er meldete zugleich, daß aus allen drei Dörfern eine Anzahl von Arbeitern und von Bauernsöhnen sich dem Könige stellen, daß sie unter Adam Steinert's Führung, der gleichfalls in das Feld ziehe, sich auf den Weg machen würden, und daß der Pastor in Neudorf deßhalb auch eine religiöse Vorbereitung und Einsegnung auf dem Kirchhofe veranstalten werde.

Der Freiherr brauchte eine Weile Zeit, sich zu fassen. Die Welt wurde ihm fremd. Die Worte: Volkserhebung, Volkskrieg, Volkswille, die ihm von Frankreich her oft genug aus der Ferne entgegengeklungen, wurden von dem ältesten Genossen seines Lebens anerkennend gebraucht, wurden jetzt unter seinen Augen, wenn auch in veränderter Gestalt, zu einer Wahrheit, und sie erschreckten ihn.

Er sah um sich her ein Geschlecht, eine Zeit, eine Welt erstehen, in welcher er besorgen mußte, seine bevorzugte Stellung nicht mehr aufrecht erhalten zu können, und ein Traum, den er einst gehabt, kam ihm plötzlich in die Erinnerung zurück. Er hatte einmal geträumt, daß er an einem Sommertage

schlafend in einem Saatfelde gelegen, und die Saat war gewachsen und in Aehren geschossen und die Halme waren hoch und immer höher geworden, bis sie über ihm zusammenschlugen wie ein wallendes Meer, aus dem er sich mit Herzensangst zu erretten strebte und das ihn endlich doch in seinen Wellen begrub. Jetzt schoß eine solche Saat empor und ihre Halme schlugen über ihm zusammen.

Er fühlte sich vereinsamt und gebeugt, aber er durfte dem Freunde nicht verweigern, was dieser mit Recht begehren konnte, und er mußte sich mit Widerstreben eingestehen, daß er diese Volkserhebung, der er sich im tiefsten Innern abgeneigt fühlte, daß er diesem Kriegsunternehmen, welches er als ein unglückliches und hoffnungsloses ansah, seinen Beistand leihen, daß er sich dem allgemeinen Wollen, der allgemeinen Stimmung und Meinung unterordnen und zur Ausrüstung der Freiwilligen wider seinen Willen seinen Beitrag zahlen müsse, wenn er nicht dazu gezwungen werden, wenn er nicht auf die Achtung fast aller seiner Standesgenossen und Freunde verzichten wolle.

Er hatte wenig baares Geld im Vorrathe, und es war überall nicht leicht, in diesem Augenblicke Geld herbeizuschaffen. Nachdenklich stand er vor dem

Schranke, in welchem er die Werthgegenstände des Hauses aufbewahrte. Er sah die Schmuckkästchen an, welche den Frauen des Geschlechtes von Arten angehört hatten, und nahm dasjenige in die Hand, das einst zur Hochzeit für die Gräfin Angelika angefertigt worden war. Ohne recht zu wissen, was er damit wollte, öffnete er es. Der ganze, prächtige Schmuck lag noch darin, er sah ihn wohlgefällig an, die Brillanten funkelten im Sonnenlichte. Sie sprachen zu ihm von fernen Tagen. Es war ihm zu Muthe wie einem Gläubigen vor einem Heiligenschreine, und doch überkam ihn eine Art von Unruhe, von Angst vor seinem Denken und vor seinem Wollen. Er hielt den Kasten gegen das Fenster, um der Schönheit des Schmuckes recht inne zu werden. Es fehlt kein Stein! sagte er, und das Etui vorsichtig verschließend, setzte er es an die gewohnte Stelle zurück und ging, Vittoria aufzusuchen.

Er mochte nicht mit sich allein sein, er war auch nicht in der Verfassung, jetzt dem Caplan die Antwort zukommen zu lassen.

Vittoria war nicht in ihrem Zimmer. Der warme Sonnenschein hatte sie mit ihrem Knaben in das Freie hinausgelockt. Die Wärterin meinte, die Frau

Baronin müsse bald wiederkehren, da die Mittagszeit Valerio's nahe sei. Der Freiherr schickte sie fort, ihre Herrin und das Kind zu holen, und setzte sich auf das Sopha nieder. Es war Vittoria's gewöhnlicher Platz. Er wußte nicht recht, was er dachte, aber es lag eine tiefe Traurigkeit über seiner Seele. Er wünschte, Vittoria zu sehen, er wollte sie bitten, ihm etwas vorzusingen, er hatte Lust, den Knaben bei sich zu haben — und sie blieben aus. Freilich hatte die Wärterin sie erst suchen zu gehen, und sie wußte nicht, nach welcher Seite sie gegangen waren, indeß das Warten machte ihn doch ungeduldig. Er griff nach einem Buche, das auf dem kleinen Lackschränkchen zur Seite des Sopha's lag. Vittoria hatte ihre Briefschaften und mancherlei Andenken in diesem Schränkchen aufbewahrt; sie hing an diesem kleinen Besitze mit großer Liebe; es durfte Niemand daran rühren, sie trug den kleinen Schlüssel stets an einem Kettchen auf der Brust. Heute jedoch hatte sie ihn wider alle ihre Gewohnheit stecken lassen; der Entschluß, auszugehen, mochte ihr wohl plötzlich gekommen sein, und sie mußte in ihrer Lebhaftigkeit des Schlüssels vergessen haben.

Der Freiherr, in müßigem Warten, wollte statt

ihrer das Schränkchen zuschließen, indeß es widerstand etwas darin. Er öffnete die Thüre, einige Blätter Papier waren aus dem oberen Fache herabgeglitten. Als er sie auf die Seite schieben wollte, fiel ihm eine goldene Kapsel auf, die er nie bei Vittoria gesehen hatte. Arglos nahm er sie zur Hand, und blieb regungslos vor dem kleinen Schranke stehen.

Eine reiche, schwarze Locke nahm die eine Seite der Kapsel ein. „Der Seele meiner Seele!“ war in italienischer Sprache in den kleinen Mittelraum hineingeschrieben. Die andere Seite wies das Bildniß eines schönen Mannes in militärischer Kleidung — und der Freiherr kannte diesen Mann. Es war Graf Mariano, der Oberst der italienischen Nobelgarde, der nach dem ersten Kriege Monate lang als Verwundeter im Schlosse und dem Freiherrn ein willkommener Gesellschafter und Gast gewesen war.

Ein dumpfer Schmerzenslaut entrang sich der Brust des Greises. Er raffte eilig zusammen, was er von Papieren vor sich liegen fand und verließ das Gemach. Im Vorsaale kam ihm Vittoria entgegen, und der Knabe lief auf ihren Antrieb auf ihn zu. Er stieß ihn von sich, daß das Kind zur Erde fiel.

Was ist geschehen. — Im Namen Gottes, was

ist geschehen? rief Vittoria, da sie die Verstörtheit ihres Gatten bemerkte; aber er antwortete ihr nicht. Die Papiere und die Kapsel, welche sie in seiner Hand sah, sagten ihr Alles.

Die erschrockene Wärterin führte Valerio fort, Vittoria blieb mitten in dem Vorgemache stehen. Ihr Kopf hob sich stolz in die Höhe, ihre Brust athmete tief; trotz ihrer kleinen Gestalt sah sie mächtig aus, mächtig und entschlossen, und wie von einer schweren Last befreit, rief sie: Endlich! Jetzt endlich bin ich frei!

Fünftes Capitel.

An dem Sonntage, welcher diesen Ereignissen folgte, segnete der Caplan in seinem Zimmer seine Chorsänger und einen katholischen Diener des Freiherrn für ihren Feldzug ein und ertheilte ihnen das Abendmahl. Man betete auch für den jungen Freiherrn und für das ganze freiherrliche Haus, aber es war Niemand vom Schlosse dabei zugegen. Der Freiherr hatte dem Caplan einen Theil seines Gehaltes und die gewünschte Beisteuer gesendet, die Baronin war eines Tages ganz plötzlich in die Pfarre nach Rothenfeld gekommen und am anderen Tage, trotz ihrer Scheu vor der im Dorfe verbreiteten Krankheit, noch einmal wieder dahin zurückgekehrt. Den Freiherrn sah man nicht. Es hieß, die Schlaflosigkeit, an der er vor langen Jahren schon einmal gelitten, habe ihn wieder befallen, aber er verweigere,

ärztliche Hülfe zu nehmen, obschon er krank aussehe und stundenlang in den Sälen des Schlosses oder, wenn es dunkele, in den Gängen des Parkes umherwandere.

Die Einsegnung der evangelischen Freiwilligen fand, weil auch in Neudorf die Kirche voller Kranken lag, auf dem Kirchhofe unter freiem Himmel Statt. Aus allen Kirchspielen und Dörfern der Umgegend waren sie gekommen, Männer jedes Alters und Standes, die Frau an ihres Gatten Seite, der Bräutigam am Arme seiner Braut, die Eltern mit ihrem kaum zum Jünglinge herangereiften Sohne. Die Einen waren schon vollständig bewaffnet, den Andern fehlte die Waffe noch, aber das Feuer der Begeisterung und der opferfreudigen und todesmuthigen Entschlossenheit war Allen gemeinsam, dem Manne wie dem Weibe, den Greisen wie den Jünglingen, den Fortziehenden wie den Zurückbleibenden. Jeder wußte, daß er das Seinige thun müsse in der großen Zeit, und die beiden Männer, der Hauptmann und der Lieutenant der Landwehr, welche in dieser Gegend die Erhebung geleitet und die gemeinsame Einsegnung veranlaßt hatten, sahen in ihren Offiziers-Uniformen nicht am wenigsten gefestet aus.

Es war am späten Nachmittage, und der Schatten der Eingesegneten, die sich still und feierlich entfernten, fiel schon lang über den frisch ergrünenden Rasen hin, als der ältere der beiden Offiziere, ein großer, starker Mann, das Landwehrkreuz an seiner Mütze, sich nach dem Ausgange des Kirchhofes wendete. Er mochte der Mitte der Fünfziger nahe sein, ein sechszehnjähriger, gleichfalls bewaffneter Sohn ging an seiner Seite, einen heranwachsenden Knaben führte seine Frau an ihrer Hand, seine Tochter hing an seinem Arme. Die Leute traten von allen Seiten an ihn heran, ihm zum Abschiede die Hand zu geben.

Leben Sie wohl, Herr Amtmann, sagten die Alten, die ihn noch im Dienste des Freiherrn gekannt hatten. Leben Sie wohl, Herr Steinert! riefen die Jungen; kommen Sie uns gesund wieder nach Hause! Gott erhalte Sie, Gott erhalte Ihnen auch den jungen Herrn!

Er schüttelte dem Einen die Hand, er klopfte dem Andern auf die Schultern. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! entgegnete er; und wenn in Marienfelde etwas vorfallen sollte, meine Frau weiß sich wohl zu helfen — aber springt doch zu!

Verlassen Sie Sich darauf! Sie haben ja auch

die Zeit her immer zu uns gehalten, und wir zu Ihnen! Verlassen Sie Sich darauf, Herr Steinert! erscholl es wie aus Einem Munde. Die Frau hob die Augen auf und wollte lächeln, aber ihr Schmerz war doch noch größer, als ihr opferfreudiger Wille. Die Thränen rollten ihr über das noch blühende Gesicht, und sie bewegte im Unwillen gegen ihre Schwäche das Haupt, die schweren Tropfen unmerklich abzuschütteln.

Herr Amtmann, sagte ein alter Bauer, die Mütze in der Hand, wenn Einem von den Unseren hier — Sie kennen sie ja alle — was Menschliches begegnet — meine zwei Söhne und mein Schwestersohn und mein Knecht sind auch dabei.... Er konnte nicht weiter sprechen.

Ich behalte sie alle im Auge, so gut wie meinen Jungen da, versicherte Steinert. Ich melde Euch, wie es mit uns allen steht; geht nur zu meiner Frau, da werdet Ihr's erfahren! Und nun lebt wohl! Wir stehen überall in Gottes Hand. — Lebt wohl!

Er hatte Mühe, sich loszumachen und mit Frau und Kindern seinen am Kirchhofthore wartenden Wagen zu erreichen. Als er einsteigen wollte, blickte er

noch einmal zurück. Es lagen in dem Erbbegräbnisse der Steinert's nahe am Eingange des Kirchhofes unter den beiden von Adam neu gepflanzten Linden — denn die uralten Bäume hatten die Russen niedergehauen — Steinert's Vater und Mutter und sein ganzes, ihm vorangegangenes Geschlecht in Frieden unter dem grünen Rasen beisammen. — Werden ich und mein Sohn auch hier ruhen, oder wo wird uns die Todesstunde schlagen? fragte er sich unwillkürlich. Aber er sprach es nicht aus, und obschon die Seinigen ihn erriethen und Aller Augen sich feuchteten, hielten Alle sich still und aufrecht; sie durften einander die Herzen nicht erweichen.

Kommt denn der Herr Hauptmann nicht zurück? fragte die Frau, als sie bemerkte, daß der Bursche, dem man des Hauptmanns Pferd zu halten gegeben hatte, es noch am Zügel führte, und es war eine Selbstüberwindung für sie, daß sie an etwas Anderes und an einen Andern dachte, als an ihren Mann und ihren Sohn und ihren Schmerz.

Der Hauptmann wird uns nachkommen, laßt ihn gehen! entgegnete Steinert, und sie fuhren von dannen, während der Mann, von dem sie gesprochen hatten, sich nach der andern Seite des Kirchhofes

wendete und mit ruhigem Schritte, die mächtige Gestalt hoch aufgerichtet, langsam über den Rasen hinging.

Jahr und Tag war er von Deutschland entfernt gewesen, und es hatte ihn nicht danach gelüstet, in das Vaterland zurückzukehren, so lange die Franzosenherrschaft im Lande noch mächtig gewesen war. Er hatte es auch nicht wagen dürfen, denn der Blutbann schwebten über ihm, seit er bei dem Uebergange über die russische Grenze den französischen Commissar erschossen hatte.

Aber ihn dünkte, als läge dieses Ereigniß weit, sehr weit hinter ihm, denn er hatte viel erlebt in dieser Zeit und viel gelernt und viel gewirkt.

In der Nähe der nach Rußland geflüchteten deutschen Vaterlandsfreunde und unter ihrer Leitung mitwirkend für die Beförderung ihrer Zwecke, hatte er in der vielbewegten Zeit die Gelegenheit wahrnehmen und benutzen können, seine und des Flies'schen Hauses Capitalien im Handelsverkehre sich bewegen und wachsen zu machen, und während er selbst seinen Besitz vergrößerte, seine Anschauungen erweiterte, den Kreis seiner Bekanntschaften ausdehnte, hatte er unter des Hauptmanns von Werben Leitung, der, wie viele

andere deutsche Offiziere, in russische Dienste getreten war, sich diejenigen militärischen Kenntnisse anzueignen gesucht, die ihn befähigen konnten, bei dem sich bietenden Anlasse für die Befreiung des deutschen Landes wirksam einzutreten.

Mit den ersten Russen war er über die Gränze gekommen, und bei der großen, den Krieg vorbereitenden Thätigkeit, welche in der Hauptstadt Preußens sich fast noch unter den Augen der Franzosen zu regen begann und in welcher das Bestreben der gesammten Bürger mit dem selbstständigen Beschließen aller Behörden so einmüthig und ruhmwürdig zusammenfiel, daß sie endlich die zagende Unentschlossenheit des Königs mit sich auf dem Strome ihrer Begeisterung fortrissen, waren die unermüdliche Arbeitskraft und die schnelle Uebersicht eines geschäftskundigen Mannes recht an ihrem Platze gewesen. Wo man seiner bedurfte: bei den Ankäufen für die Ausrüstung, bei der Controle der eingehenden Beiträge, bei der Beschaffung der nöthigen Capitalien, überall war Paul zu uneigennütziger Hülfe bereit; und als man schließlich daran ging, die Landwehr aufzubieten, war er wieder der ersten Einer gewesen, die das bürgerliche Kleid mit dem Soldatenrocke, die Feder mit dem

Degen vertauscht und das Kreuz an ihre Mütze geheftet hatten, um in dem ihm von den oberen Behörden angewiesenen Kreise im Verein mit Steinert, der zu den treuesten und eifrigsten Vaterlandsfreunden zählte, das Zusammentreten, die Ausrüstung, die erste Einübung und den Abmarsch der Freiwilligen bewerkstelligen zu helfen.

Es war nicht Paul's Wahl gewesen, daß er eben in diesen Theil der Provinz gekommen war, an den sich keine erfreulichen Erinnerungen für ihn knüpften. Indeß er war es nicht gewohnt, seinen widerstrebenden Empfindungen nachzugeben, wo es eine Pflichterfüllung galt, und die Arbeit, welche auf ihm und Steinert lag, war so gewaltig, der Augenblick nahm die ganze Kraft der Menschen so sehr in Anspruch, jeder Morgen brachte so viel neue Anforderungen, stellte so viel neue Nothwendigkeiten heraus, denen rasch begegnet werden mußte, daß Paul während aller der Tage, die er unter Adam's Dach verweilte, nicht viel an sich selber denken konnte.

Und doch wachte mit dem Klange der Namen Neudorf, Rothenfeld und Richten, doch wachte bei der Nennung des Freiherrn von Arten eine eigene Wehmuth in seinem vom Leben geprüften Herzen auf,

gegen die er sich vergeblich sträubte. Es half ihm nicht, daß er sein Verlangen, die Stätten wiederzusehen, die sein Fuß als Kind betreten hatte, eine müßige Neugier schalt. Er wußte, daß keine Spur mehr vorhanden sei von dem Hause, in welchem er geboren worden war, in welchem er mit seiner Mutter gelebt hatte. Es rief ihn keines Menschen Liebe, keiner Eltern Zärtlichkeit, kein Bruder, kein Jugendgespiele nach der Heimat seiner Kindheit zurück. Er trug auch kein Verlangen, den stolzen Bau zu sehen, den sein Vater über der Stätte aufgerichtet hatte, auf welcher seiner armen Mutter das Herz gebrochen worden war; aber es bewegte ihm doch die Seele, als er an dem schönen Frühlingstage an der Spitze der kleinen, kampfbereiten Schar in Neudorf einritt, als er auf demselben Kirchhofe, der seiner Mutter Reste in sich schloß, zu dem ernsten Gange auf Leben und Tod die Weihe und den Segen über sich und seine Gefährten aussprechen hörte.

Der Kirchhof war nicht groß, er hatte nicht weit zu gehen bis zu der Ecke, in welcher, fern von den Gräbern der Glücklicheren oder der Muthigen und Geduldigen, die armen Ausgestoßenen gebettet lagen, die das Leben von sich geworfen hatten, weil es ihnen

zu schwer geworden war. Die Hügel waren eingesunken. Kaum daß man noch die Wellungen im Erdreiche unterschied. Ein paar kleine Holztafeln ragten nur wenig über dem Boden hervor, die Kosaken hatten vor einigen Wochen mit ihren Pferden auf dem Kirchhofe campirt, es war Alles niedergetreten, nur ein paar eisenumgitterte Erbbegräbnisse, wie das der Steinert's, waren erhalten worden.

Er bückte sich nieder, um zu sehen, ob auf den kleinen Tafeln vielleicht ein Name erkennbar sei; aber der Regen hatte sie weiß gewaschen, die Hufe der Pferde sie zerschlagen, sie waren überhaupt nur übrig geblieben, weil die Kosaken die paar elenden Splitter des Auflesens nicht werth geachtet haben mochten, wo sie Bäume umzuschlagen gefunden hatten.

Sinnend, die Arme über die Brust gekreuzt, das Haupt gesenkt, schaute Paul auf die kleine Scholle Erde nieder. Er fühlte ein tiefes Mitleid mit der Frau, die ihm einst das Leben gegeben hatte; er hätte sie neben sich haben, sie lächeln sehen und ihr alle die Leiden, die sie gelitten, in Freuden verwandeln, durch Glück vergelten mögen.

Arme, arme Mutter! rief er unwillkürlich — und wie das Wort, das er seit langen Jahren nicht mehr

ausgesprochen, sein Ohr berührte, fühlte er, was das Leben ihm und ihr versagt hatte, und ein paar große, schwere Tropfen fielen aus seinen dunklen Augen auf den Boden nieder. Es war das einzige Liebesopfer, das er der Mutter darzubringen vermochte.

Als er aufblickte, stand der alte Bauer vor ihm, der seine Kinder dem scheidenden Steinert anempfohlen hatte. Er war dem fremden Offizier aus der Ferne gefolgt und hatte ihn schweigend beobachtet. Paul, in seine Gedanken versunken, wollte an dem Alten vorübergehen; aber dieser, der nicht wußte, wohin er mit der eigenen, ihm ungewohnten Rührung sollte, hielt ihn zurück.

Die Pferde sind darüber weggegangen, und über manches Christen Grab werden sie noch fortgehen, daß man seine Spur nicht findet, sagte er mit jener Feierlichkeit, die allen denen eigen ist, welche den Ausdruck für ihre Gefühle einzig aus der Bibel schöpfen.

Paul blieb stehen; es that ihm wohl, auf ein Zeichen des Mitgefühls zu stoßen. Er erkundigte sich bei dem Alten, ob er hier zu Hause sei. Als dieser es bejahte, fragte er, ob er ihm sagen könne, wo man vor Jahren des Jägers Mannert Tochter hier begraben habe.

Der Bauer besann sich eine Weile, dann fing er zu zählen an. Hier, sprach er darauf, indem er auf einen der schwachen Hügel hinwies, hier, dieses ist's; es war das fünfte Grab hier von der Mauer!

Paul blickte hin, es war keine Bezeichnung irgend einer Art daran erkenntlich. Er wollte eine Frage thun, unterdrückte sie und konnte dem Verlangen endlich doch nicht widerstehen. Hatte das Grab denn kein Kreuz? fragte er, weil es ihn zu wissen gelüstete, ob sein Vater der Mutter wenigstens diesen letzten Liebesdienst geleistet habe.

Ein Kreuz? wiederholte der Bauer offenbar verwundert, sie hat sich ja in's Wasser gestürzt! Ein Kreuz konnte sie nicht bekommen und eine Tafel — wer hätte ihr die setzen lassen sollen? — Sie hatte nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder, nicht Schwester; sie hatte gar keine Freundschaft hier zu Lande, und der gnädige Herr? — der Bauer zuckte, sich unterbrechend, die Schultern — damals freilich stand es noch sehr gut mit ihm. Aber als die Pauline sich in's Wasser stürzte, reiste er gerade zu seiner ersten Hochzeit ab, und hernach, wie sie im Garten aufgefischt wurde, waren die Eltern der gnädigen Frau, die Herrschaften von Berka, just im

Schlosse. Es wird nun an die zwei und zwanzig Jahre her sein. Da hatte man nur zu thun, daß die nichts davon erfuhren und daß der Leichnam im Stillen unter die Erde kam. Wen ging sie auch was an? —

Arme Mutter! arme, arme Mutter! rief Paul in seinem Innern, und noch einmal drängten die Thränen sich in seine Augen. Sich leise niederbeugend, legte er, ohne zu wissen, weshalb er's that, die Hand auf das junge, grüne Gras, das über seiner Mutter Asche neu emporwuchs. Dann wendete er sich ab. Er hatte Abschied genommen von der Todten, nun konnte er gehen. Der Bauer sah ihm verwundert zu. Er hatte so etwas noch nicht erlebt; aber man konnte jetzt vielerlei geschehen sehen, was vorher nicht dagewesen war. Mit Einem Male, wie er so neben dem Offizier her ging, schien ihm ein Gedanke zu kommen. Er sah zu ihm empor und wollte eine Frage thun, aber gerade in dem Augenblicke richtete auch Paul sein Auge noch einmal auf seinen Begleiter, und es war in dem festen, strengen Blicke etwas, das die unerbetene Frage laut zu werden hinderte, etwas, dem der Alte von früher Jugend auf gehorsamt hatte.

Er zog den Hut ab und blieb voll Ueberraschung

stehen. Der Offizier grüßte ihn und ging mit einem Dankesworte von dannen.

Sein ganzer Gang! sagte kopfschüttelnd der Alte, dem plötzlich die Bedeutung seines Erlebnisses klar zu werden anfing. Sein ganzes Gesicht, setzte er hinzu, da Paul, nachdem er zu Pferde gestiegen war, das Haupt noch einmal rückwärts wendete, sein ganzes Gesicht!

Paul hatte gerades Weges nach Hause reiten wollen, aber das eingesunkene, verlassene Grab seiner Mutter hatte ihm das Herz erschüttert. Er meinte sich ihrer plötzlich auf das deutlichste zu erinnern, er meinte, sie vor sich zu sehen, wie sie an dem letzten Abende ihres Lebens neben ihm gestanden. Er glaubte, den Ton der Stimme zu vernehmen, mit welcher sie zu ihm gesprochen hatte, und das Verlangen, das fast jedem Menschen inne wohnt, das Verlangen, sich mit seinen Anfängen im Zusammenhange zu erhalten, ward in ihm so mächtig, daß er sein Pferd zur Rechten lenkte und die Straße einschlug, auf welcher die große Rothenfelder Kirche ihm als Wegweiser diente.

Er kannte nicht Weg, nicht Steg. Das Dorf war ihm fremd, fremd auch die Menschen, die es bewohnten, und fremd war er Allen, die hier lebten.

Hier und da standen ein paar Leute vor den Thüren und sahen zu dem Vorüberreitenden empor. Sie mochten seine Mutter wohl gekannt haben; von ihm wußten sie nichts. An einem Fenster nähte ein junges Weib. So hatte seine Mutter wohl auch am Fenster gesessen und auf den Weg hinausgesehen, auf dem der Freiherr zu ihr zu kommen pflegte. Vor den Thüren spielten Kinder. Hatte er auch einst so gespielt, und wo waren sie geblieben, seine Spielgenossen? Wer waren sie gewesen? Er wußte sich keines solchen zu erinnern.

Die Häuser sahen zum Theile verfallen aus; auch die Leute schienen ihm armselig und verkommen, wenn er sie mit dem frischen, kräftigen Landvolke verglich, das er in Amerika durch lange Jahre vor sich gesehen hatte; nur die Kirche ragte stolz empor. Er wußte, daß sie bereits zum zweiten Male als Lazareth benutzt ward, und er dachte, daß sie auf diese Weise doch einem anderen, einem allgemeineren Zwecke diene, als der unfruchtbaren Selbstbefriedigung, zu welcher man sie einst errichtet hatte.

Er kannte durch Seba und durch Herbert die Familiengeschichte des Freiherrn von Arten, durch Steinert und durch die Geschäfte des Flies'schen

Hauses die verwickelten Verhältnisse, in denen derselbe sich befand. Er hätte Hand anlegen, helfen mögen, daß so großer, so schöner Besitz nicht zu Grunde gerichtet, daß durch Fleiß und Vorsorge Wohlstand und Gedeihen geschaffen würde, wo thörichte Verschwendung, wo Unkenntniß und Sorglosigkeit den Untergang heraufbeschworen. Er begriff sich selber nicht, so schnell wechselten die Empfindungen und Gedanken in ihm ab. Er schalt sich über die Rührung, die ihn unwillkürlich überfiel, er tadelte sich, daß er sich der Vorstellung nicht entschlagen konnte, was er an dieser Stelle schaffen und leisten würde. Er hatte gewähnt, mit allen Gedanken an seinen Ursprung fertig zu sein, er hatte sich oft mit stolzer Zufriedenheit gesagt, wie es ein Glück für ihn gewesen sei, daß er losgerissen worden von dem trägen Stamme des Arten'schen Geschlechtes, daß er sie nicht eingesogen, die Vorurtheile dieser alten Welt, und doch fühlte er heute den ganzen schmerzlichen Zorn in sich lebendig werden, der einst aus den Worten seiner Mutter in ihn übergegangen war, als sie mit ihm zum ersten und letzten Male vor dem Schlosse seines Vaters gestanden hatte; doch brannte heute die herbe, schmerzliche Leidenschaft wieder in ihm auf, die er einst empfunden, als seines

Vaters Blick sich kalt und lieblos von ihm abgewendet, jene zornige Leidenschaft, die ihn in die Welt hinausgetrieben hatte. Wer hatte dem Freiherrn das Recht gegeben, seine Mutter zu verlassen? Wer hatte ihm das Recht gegeben, seinen erstgeborenen Sohn von sich zu stoßen und ihn seines Namens, seiner Heimat, seines Erbes zu berauben?

Thorheit, Thorheit! rief Paul sich selber zu, als er diese Fragen, auf welche die ganze wirkliche Welt und sein Wissen von ihr ihm die Antwort gaben, wie Gebilde eines wachen Traumes in sich aufsteigen fühlte. Er wollte nicht weiter vorwärts, er sagte sich, daß er nichts zu suchen habe auf diesem Grund- und Boden, und nichts mehr gemein mit dem Geschlechte, dem derselbe angehörte. Freiwillig hatte er sich einst von allem Zusammenhange mit dem Manne, der vor den Leuten nicht sein Vater sein mögen, losgerissen, und er dachte nicht im entferntesten daran, die möglichen Beziehungen jetzt zu erneuen. Aber es war, als sei ein Dämon aus dem Grabe seiner Mutter aufgestiegen, als habe ein Zauber ihm den festen Sinn verwirrt. Er konnte es nicht lassen — er mußte es wiedersehen, einmal mußte er es wiedersehen, das Schloß von Richten und den weiten Park, der es umgab.

Der Weg war nicht schwer zu finden, der Freundschaftstempel auf der Margarethenhöhe zeigte ihn deutlich an. Ein Knabe, der dem stattlichen Landwehr-Offizier mit staunendem Blicke nachsah, war schnell herbeigewinkt, das Pferd zu halten, als Paul am Parke abstieg. Die breite Haupt-Allee that sich einladend vor ihm auf.

Die Sonne war schon im Sinken, wie an dem Abende, da er diesen Park zum ersten Male betreten hatte. Die Gehege, welche ihn an dieser Seite einst umgeben hatten, waren zum Theile noch vorhanden, indeß die bunt gefleckten Hirsche mit den herrlichen Geweihen, die zierlichen Rehe mit ihren klugen Augen guckten nicht mehr aus den Drahtgittern hervor. Das Unterholz war stark zugewachsen, man sah selbst durch die unbelaubten Zweige nicht weit hinein.

Der Himmel war klar, aber seine Farben waren wie im Herbste kalt, und herbstlich raschelte auch das im vorigen Jahre liegen gebliebene welke Laub am Boden in dem wenig gepflegten Parke. Es war Alles still in der Natur; nur hier und da, wenn der aufsteigende Abendwind sie bewegte, knackte es leise in den Wipfeln der Bäume, um die das letzte Glühen der Sonne seine spielenden Flammen leuchten ließ.

Gerade so war es gewesen, als er mit der Mutter einst diesen Weg gekommen war. Mit raschen Schritten ging er vorwärts. Ihm klopfte das Herz, er wollte mit sich fertig werden, es abgethan haben. Er hatte keine Erinnerung gehabt an die Gegend, an die Ortschaften, welche er an diesem Nachmittage durchritten: hier kannte er jeden Schritt, und wie aus einem Zauberspiegel tauchten die alten Bilder aus seiner frühesten Jugend vor ihm auf.

Wie an jenem Abende, ganz wie an jenem Abende, so lag es vor ihm auf der Terrasse, die sich über dem Flusse erhob, das stolze Herrenschloß der Freiherren von Arten-Richten. Die untergehende Sonne funkelte in seinen hohen Fenstern, daß sie golden erglänzten, als feiere man hinter ihnen ein fröhliches Fest; die Schornsteine stiegen, vom Abendrothe angestrahlt, hoch in die Höhe, nur unten auf dem Flusse dunkelte es schon, und des Nebels graue Wellen fingen an, sich über dem Wasser zu kräuseln, wie an jenem Abende!

Wie an jenem Abende! Er meinte sie noch zu fühlen, die Hand, welche ihn damals so fest gehalten, daß es ihn geschmerzt hatte; er meinte sie noch zu hören, die Stimme seiner Mutter, die so streng und

rauh geklungen an jenem Abende, daß er sich vor ihr gefürchtet.

„Das ist Schloß Richten," hatte sie gesagt, „das gehört dem Freiherrn von Arten, dem Onkel Baron, und der Onkel Baron ist Dein Vater!" — Er hatte Mühe, sich selber die Worte nicht nachzusprechen, wie einst seiner Mutter. Wie damals zählte er die Fenster, wie damals zählte er die Schornsteine. Er wunderte sich fast, daß er kein Kind mehr sei; aber es hätte ihn nicht gewundert, hätte seine Mutter plötzlich wieder an seiner Seite gestanden, wäre aus dem Abendscheine, wie damals, ein Mann hervorgetreten.

Er hielt in seinen Gedanken inne, er traute seinen Augen nicht. War das auch nur ein Gebilde seiner aufgeregten Phantasie, oder wer war es, der da drüben gebeugten Hauptes, in einen weiten Mantel eingehüllt, langsam am Ufer herabkam und plötzlich nicht ferne von ihm stehen blieb?

Er ging nach jener Seite hin; auch die Gestalt bewegte sich vorwärts. Nur wenige Augenblicke und sie standen einander gegenüber. Paul trat sprachlos zurück. Es war kein Zweifel möglich, es war der Freiherr. Aber die Veränderung in seines Vaters

Zügen und Erscheinung preßte Paul das Herz zusammen. Er hätte, alles Andere vergessend, das einst so stolze Haupt wieder aufgerichtet, den müden, schweren Schritt des Greises wieder so rasch und fest wie früher sehen mögen. Er hatte eben erst im Geiste den Jammer seiner jung gestorbenen Mutter durchlebt, jetzt erfaßte ihn der Schmerz um seines Vaters Alter. Er kam sich so glücklich, so mächtig vor in dem Vollgefühle seiner Kraft, im Hinblicke auf seinen emporsteigenden Lebensweg, daß er ein Erbarmen fühlte mit der Hinfälligkeit des Menschen und mit aller seiner Schwachheit, als ob er selber ihnen niemals unterworfen sein würde. Nichts als Mitleid, nichts als liebevolles Rückerinnern, als das Verlangen, diesen müden Mann zu stützen, war in des Sohnes Herzen rege, als der Freiherr ihn mit dem gebietenden Tone anrief, der ihm auch jetzt noch eigen war.

Wer sind Sie? herrschte er.

Es wallte heiß auf in des Sohnes Brust, als er diese Stimme nach so langen, langen Jahren wieder an sein Ohr schlagen hörte. Es drängte ihn, sich zu nennen, es kostete ihn Ueberwindung, nicht zu sagen: Müder Vater, ich bin Dein Sohn, und ich bin jung und glücklich! — Aber er fürchtete, den

Greis zu erschrecken, und sich zusammennehmend sagte er: Ich bin, wie Sie es sehen, ein Landwehrmann, der zu des Königs Heere zieht.

Von woher kommen Sie? erkundigte sich der Freiherr, der sich wie die Fürsten und Vornehmen die Freiheit des Fragens zuerkannte und doppelt, wenn er, wie in diesem Falle, dazu berechtigt war.

Ich bin mit der russischen Armee in's Land gekommen, entgegnete Paul zufrieden, den Freiherrn im Gespräche festzuhalten.

Aber Sie sind kein Russe!

Nein!

Was führte Sie in diese Gegend?

Der Auftrag, die hiesigen Freiwilligen zu versammeln und einzuüben, und .... Er zauderte und schwieg.

Und? fragte der Freiherr, dem ein Etwas in des stattlichen Fremden Wesen wunderbar und doch vertraut entgegentrat, daß er sein Auge nicht von des Mannes schönem Antlitze abziehen konnte. Und? —

Da hielt sich Paul nicht länger. Die ihn selber überraschende Zuneigung zu dem greisen Freiherrn, der Wunsch, es darzuthun, was er aus eigener Kraft

aus sich gemacht, auch ohne daß seines Vaters Namen und Hülfe ihm zu Theil geworden waren, das Verlangen, als ein Rächer seiner Mutter Andenken in dem Freiherrn zu erwecken, das alles stürmte in raschem Wechsel auf ihn ein, und die mächtigen Augen auf den Freiherrn gerichtet, sagte er mit festem und doch schmerzlichem Tone: Ich wollte die Stelle wiedersehen, an welcher meine Mutter mir meines Vaters Haus gezeigt hat, ehe sie in den Wellen dieses Flusses Ruhe für sich suchte!

Der Freiherr trat einen Schritt zurück. Seine Augenlider hoben sich rasch empor, er schaute dem Sprechenden mit starrem Blicke in's Antlitz. Ich selber, ich selber! rief er und bedeckte seine Augen mit der Hand.

Sie blieben schweigend vor einander stehen. Was der Freiherr sich oft gesagt, was er nie bitterer empfunden hatte, als an dem Tage, an welchem Vittoria's Verrath ihm plötzlich klar geworden war, das brannte in diesem Augenblicke als ein verzehrender Schmerz in seinem Innern. Nur Ein Weib hatte ihn treu, hatte ihn allein und ausschließlich geliebt — die Niedriggeborene, der er nicht seinen Rang, nicht seinen Namen gegeben, wie der Tochter der Grafen Berka,

wie der Tochter des Hauses Giustiniani. Nur Ein Weib, nur Pauline hatte nicht zu leben vermocht ohne ihn und seine Liebe, und er hatte, weil sie nicht seines Standes gewesen war, sich berechtigt gehalten, sie von sich zu weisen, als er dies für seine Zwecke nöthig gefunden, und er hatte sie in den Tod getrieben! Sie allein hatte sein Wesen so in sich aufgenommen, daß es ihm jetzt von ihrem treuen Schooße geboren wie sein eigenes Bild entgegentrat, wie sein eigener Schatten, vor dem er zitterte, weil dieser Doppelgänger seiner eigenen Jugend sich stolz und selbständig wider ihn erhob. —

Er konnte nicht fassen, was er eben jetzt erlebte, er konnte seine Gedanken nicht ordnen, nicht sammeln. Er war also nicht todt, der Todtgeglaubte, dessen plötzliches Erscheinen einst Angelica den Tod gegeben hatte, der jetzt auch ihm selber, er fühlte es, den kalten Stachel in das ohnehin so müde Herz drückte. Wo war er gewesen? Wo kam er her, eben jetzt? Eben jetzt, da der Freiherr sich niedergebeugt fühlte von der Schmach, welche Vittoria ihm angethan, da er sich gedemüthigt fühlte bis in's Tiefste seiner Seele, weil er seines Hauses Namen auch dem Sohne Vittoria's, einem Bastard, hinterlassen mußte, wenn er seine

eigene Schande nicht verkünden wollte — seines Hauses alten Namen!

Und hier stand er vor ihm, der Ausgestoßene, sein Bastardsohn — in jedem Zuge sein Fleisch und Blut — in jedem Blicke und Tone sein eigener Sohn, für ihn verloren, sollte er nicht sein ganzes Leben eine Lüge strafen, für ihn verloren auf immerdar, sollte er nicht, was er stets gemieden hatte, die Welt geflissentlich zum Mitwisser und zum Richter seines Thuns und Lassens machen!

Die Vorstellungen lösten, wie vorhin in seines Sohnes Geiste, einander mit Blitzesschnelle in ihm ab. Nur Eines blieb unwandelbar: er fürchtete den Heimgekehrten. Und in seines Alters Kraftlosigkeit dieser deutlichsten Empfindung die Herrschaft über sich lassend, machte er eine abwehrende Bewegung gegen den regungslos ihm Gegenüberstehenden.

Sie wirkte wie ein Schlag auf Paul, sie erkältete ihm die Seele. Er wollte nicht von hinnen. Seine Brauen zogen sich finster zusammen.

Der Freiherr kannte diese Miene. Es war Paulinens dunkler Blick, er übte auch jetzt, auch aus ihres Sohnes Auge den alten, bannenden Zauber über ihn aus. Er meinte, Pauline vor sich zu sehen, eben

emporgestiegen aus dem wallenden Nebel dieses dunkeln Wassers. Er konnte sie kaum noch auseinander halten: sein eigenes Dasein und dieses Mannes Erscheinung und Paulinens schattenhaftes Bild. Es war wie ein Spuk, der ihn umgab, dem er sich mit Gewalt zu entziehen suchen mußte, sollte er an ihm nicht augenblicklich zu Grunde gehen.

Was willst Du von mir? rief er; sprich, was willst Du?

Nichts! entgegnete Paul und richtete sich in seiner ganzen stolzen Höhe empor, daß er die gebeugte Gestalt seines Vaters fast um eines Hauptes Höhe überragte.

So verlaß mich! sprach der Freiherr, seiner angstvollen Beklemmung folgend, und wie vor dem eigenen grausamen Worte erschrocken, schauderte er zusammen und wendete sich, den Mantel fest um seine Schultern schlagend, von dem Sohne ab, mit schwankendem Schritt den Rückweg nehmend.

Paul blieb wie angewurzelt stehen. Sie war verschwunden, die aufwallende Kindesliebe, nur eine erbarmende Sorge um den Greis regt sich noch in ihm. Er sah ihm achtsam und unverwandten Blickes nach, bis die Hecke auf der Terrasse und die

Dämmerung den Freiherrn seinem Auge entzogen, bis er ihn unter dem Schutze seines Hauses, in der Nähe seiner Leute wußte. Er liebte, er haßte den Vater nicht, er bemitleidete ihn. Tief aufathmend, in sich gefaßter als je zuvor, und um eine Erfahrung, und um welche! reicher ging er von dem Flusse fort.

Am Rande des Waldes wendete er sich um. Nur die Umrisse des mächtigen Baues waren noch zu erkennen. Das Schloß sah wie ein riesiges Grabmal aus; es machte ihm einen melancholischen Eindruck. Er hatte einst die glücklichen Kinder beneidet, die hinter den goldenen Fenstern dieses Schlosses spielen würden. Heute beneidete er die Besitzer dieses Schlosses nicht mehr, heute fühlte er kein Verlangen mehr, sein Loos gegen das des jungen Freiherrn zu vertauschen. Ihr Stern war im Sinken, der seine stieg empor, und er hatte sie nicht mit sich fortzutragen durch das Leben, die Herz und Sinn verengenden Ueberlieferungen, die hemmenden und herabziehenden Vorurtheile dieses Hauses; er konnte frei und ungehindert seiner Einsicht, seiner Ueberzeugung und seinem Bedürfen folgen. Er freute sich, daß keine Verpflichtung irgend einer Art ihn an die Vergangenheit knüpfte; sein

Alleinstehen dünkte ihn ein Glück. Und seinem Pferde die Sporen gebend, ritt er mit dem Rufe: Vorwärts! in das nächtliche Dunkel hinein, das ihn umgab — sicher, seinen Weg zu finden und seines Zieles nicht zu fehlen.

Sechstes Capitel.

Europa zitterte noch unter dem Nachdröhnen der Ereignisse, welche über den Welttheil hingegangen waren. Zwei blutige Kriege hatten die Herrschaft Napoleon's vernichtet. Kometengleich, wie er Alles überstrahlend am Horizonte der Zeit emporgestiegen, war er von demselben verschwunden. Zum zweiten Male war das zum Herrschen unfähig gewordene Geschlecht der Bourbonen in seine Heimat zurückgeführt worden, zum zweiten Male standen die vereinigten Heere in der Hauptstadt Frankreichs, während Napoleon Bonaparte, der dieses Frankreich durch ein halbes Menschenleben zur Beherrscherin der Welt gemacht hatte, als ein Verbannter auf dem Rücken des „Bellerophon" einsam durch die Fluten des Weltmeeres zog, das ihn für immer von dem Schauplatze seiner Thaten trennen sollte.

Es war in der Mitte des Sommers; Paris war nie glänzender erschienen, als eben jetzt, wo die vertrieben gewesene Königsfamilie, wo die zurückgekehrten Edelleute der alten Geschlechter und alle die Tausende von sieggekrönten Fremden sich für schwere Entbehrungen und Leiden, für blutige Kämpfe und für Wunden, in den Genüssen entschädigen wollten, die keine andere Stadt der Welt in so verführerischer Anmuth darzubieten versteht, als das immer wieder jugendliche, das glänzende, bei all seiner Majestät und Pracht so liebliche Paris.

Der Tuileriengarten war voll Menschen. Von dem mittleren Pavillon des Schlosses, vom Pavillon de L'Horloge, hing die weiße Fahne schlaff hernieder. Ueber den Rasenplätzen, über den im altfranzösischen Geschmacke angelegten Blumenbeeten, über den alten Kastanienbäumen brütete die heiße Sommersonne. In den weiten Wasserbehältern, aus denen die Springbrunnen so hoch gegen den blauen Himmel aufstiegen, daß die fallenden Tropfen in der Höhe wie flüssige Diamanten erglänzten, zogen die Schwäne langsam umher. Soldaten aller Grade, Soldaten aus aller Herren Ländern gingen in den breiten, mit großem Sinne angelegten Wegen auf und nieder, während

Scharen von Kindern überall ihr Wesen trieben und die Schönen aller Stände ihren Spazirgang in den Alleen machten oder in Gruppen auf den zur Miethe feil gebotenen Stühlen saßen, um der Militärmusik zuzuhören, welche hier um Sonnenuntergang das Publikum alltäglich eine Stunde unterhielt.

Weiter ab, nach dem Ausgange des Gartens hin, wo die ihn umschließende Terrasse sich nach dem großen Platze öffnet, daß man fern hinaussieht über die elysäischen Felder hinweg bis zu dem gigantischen marmornen Triumphbogen, den der gefallene Titan sich und seinen Siegen zum stolzen Gedächtniß aufzurichten begonnen hatte, saßen auf einer der steinernen Bänke vier preußische Offiziere bei einander. Drei von ihnen, der junge Lieutenant, der Hauptmann, ein kräftiger Fünfziger, und der schöne Major, der den linken Arm in einer leichten Binde trug, gehörten der Landwehr an. Der Oberst war von den Linientruppen.

Er und der Lieutenant, über dessen Lippe der blonde Schnurrbart sich eben erst zu kräuseln begann, schienen viel Gefallen an dem bewegten Leben zu finden, das sie umgab. Der Hauptmann und der Major, auf dessen breiter Brust das Eiserne Kreuz und der

russische Annen=Orden sich würdig ausnahmen, beachteten es nicht sonderlich, und der Letztere hatte schon eine geraume Zeit gedankenvoll in die Ferne geblickt, als der Oberst die Beiden mit der Frage anrief: Sagen Sie mir, meine Freunde, worüber denken Sie so ernsthaft nach, daß Sie darüber diese liebe, lustige Welt, die sich hier so vergnüglich sonnt und sich ihres Lebens freut, wie der Fisch im Wasser und wie der Vogel in der Luft, fast zu vergessen scheinen? Es bleibt mir nichts als die plumpe Frage übrig, wenn ich Sie nicht ganz und gar in sich selber versinken lassen will.

Der Hauptmann hob sein kluges, treuherziges Auge zu dem Fragenden empor und sagte: Ich dachte darüber nach, ob sie bei mir zu Hause auch so gutes, trockenes Wetter haben mögen; die Weizenärnte muß jetzt im vollen Gange sein. Es ist jetzt das dritte Jahr, fügte er mit einem unterdrückten Seufzer hinzu, daß ich nicht mehr dabei bin! Ich fange an, mich sehr nach Weib und Kind, nach Haus und Hof zu sehnen, und obschon meine Frau und mein Verwalter sich tapfer durchgeschlagen haben, ist's doch Zeit, daß ich nach Hause komme. Es ist keine Kleinigkeit um eine Wirthschaft, der des Herrn Auge fehlt! Ich habe hier keine Ruhe mehr.

Da geht's Dir wie mir, mein Freund, rief der Major; seit ich aus dem Lazareth bin, läßt's auch mich hier nicht mehr rasten. Die Ruhe macht mich unruhig, und da der Friede jetzt eine ausgemachte Sache ist, bin ich gestern um meinen Abschied eingekommen.

Um Ihren Abschied? fragten der Oberst und der Lieutenant wie aus Einem Munde. Das ist nicht Ihr Ernst!

Haben Sie denn vergessen, meine Freunde, daß ich Kaufmann bin, daß mein greiser Freund und Compagnon jetzt seit mehr als vier Jahren alle Sorgen des Geschäftes allein getragen hat und daß es eine Ehrensache für mich ist, ihm so bald als möglich die schwere Last von seinen Schultern zu nehmen?

Aber nach den Erfolgen, die Sie gehabt haben, lieber Tremann, nach dem militärischen Range, den Sie einnehmen, nach den Auszeichnungen, die Sie erworben haben — er wies auf die Orden, welche Paul auf seiner Brust trug — und vor Allem nach der Tapferkeit und dem militärischen Talente, welche Sie bewiesen, sind Sie für Ihren jetzigen Stand wie geschaffen! meinte der Oberst. Ich fürchte, das ruhige Leben des Geschäftsmannes wird Ihnen jetzt

nicht mehr wie sonst behagen, ganz abgesehen davon, daß sich Ihnen in dem Heere doch eine andere, eine vortheilhaftere und schönere Laufbahn dargeboten hat.

Paul lächelte. Kennen Sie mich so wenig, lieber Werben? sagte er. Ich bin zu sehr auf Thätigkeit gestellt, um jemals im Frieden einen guten Soldaten abzugeben, und viel zu sehr an Unabhängigkeit gewöhnt, um ohne zwingende Nothwendigkeit auf dieselbe zu verzichten. Im Kriege war das etwas Anderes. Da verlangte jeder Tag den ganzen Menschen, da brachte jeder Tag neue Aufregungen, forderte rasche, selbstständige Entscheidung; man gelangte immer und immer wieder, wie der Kaufmann das gewohnt wird, zu dem Bewußtwerden aller seiner Kräfte und seines Einflusses auf Andere; man genoß in jedem Augenblicke die Genugthuung irgend eines Erfolges, wie wir deren in unseren wohlberechneten und darum wohlgelingenden Geschäften haben. Jetzt, seit den drei Wochen, seit denen man mich aus dem Hospitale entlassen hat, werde ich meiner nicht mehr froh. Ja, ich war in der That im Lazarethe, fügte er scherzend hinzu, für mein Gefühl weit besser daran, als jetzt, da ich wieder zu den Geheilten und Gesunden zähle; denn das Kranksein, das Schmerzertragenmüssen war

doch immer noch eine Art von Arbeit, eine Art von Leistung. Und was die vortheilhafte Laufbahn anbetrifft, so wüßte ich keinen Rang und keine Stellung in der Welt, die mich wünschenswerther dünkte, als die eines völlig freien, unabhängigen Mannes.

Es entstand eine kleine Pause. Der schlanke Lieutenant, der seit seinem Ausmarsche aus der Heimat noch ein tüchtig Stück gewachsen war und dem das Leben in den großen Städten eben so wohl gefiel, als er sich selber in der Uniform, sah verlegen vor sich hin. Er hatte von seinem Vater in den letzten Tagen sehr ähnliche Einwendungen hören müssen, als er seinen Wunsch geäußert hatte, ganz im Kriegsdienste zu bleiben, während es Adam Steinert nicht zu Sinne wollte, daß sein Aeltester ein anderes Gewerbe treiben sollte, als den Landbau, bei dem die Familie hergekommen und gediehen war seit lieber, langer Zeit. Auch der Oberst von Werben fand kein besonderes Behagen an seines Freundes Aeußerungen. Er hatte allerdings nach dem ersten unglücklichen Kriege durch eine Reihe von Jahren das bürgerliche Kleid getragen und zu der Zeit, in welcher der Kampf gegen Napoleon sich vorbereitete, es oft genug ausgesprochen, wie die Kraft eines Volkes nicht in einem

stehenden Heere, sondern in dem Selbstgefühle und in dem Freiheitsbedürfnisse jedes Einzelnen im Volke beruhe; aber er war ein geborener Edelmann, sein Vater und seine Voreltern hatten den Königen gedient, auch er war mit sechszehn Jahren in das Heer getreten, und die erfochtenen Siege, wie groß die Mitwirkung der Landwehr an ihnen auch gewesen war, hatten dem Berufssoldaten doch einen neuen Einfluß und eine neue Macht gesichert. Der Oberst konnte sich also in das Selbstgefühl seines Freundes nicht mehr so völlig finden, als in den Tagen, in denen er, ein aus dem Dienste entlassener Offizier, in dem zerschlagenen Vaterlande vergebens nach Rettung für dasselbe ausgespäht hatte.

Ueber eines Menschen Neigung und Beruf ist nicht mit ihm zu streiten! sagte er, und man konnte ihm die Empfindlichkeit anhören, mit der er Paul den Stand des Kaufmannes gegen den seinigen erheben hörte. Ich bin auch weit entfernt, die Macht des Geldes zu unterschätzen; nur glaube ich, daß es noch ein Höheres gibt, als den Besitz, und Sie selbst, lieber Tremann, waren dieser Ansicht ebenfalls, als Sie Hab und Gut im Stiche ließen, um dem Vaterlande Ihre Kraft zu weihen, um sich, wie Sie es

damals nannten, Ihr Bürgerrecht in der früh verlassenen Heimat zu erwerben.

Nun, mich dünkt, das habe ich gethan! entgegnete Paul und maß den Obersten mit einem so festen, stolzen Blicke, daß Steinert und dessen Sohn, so genau sie ihn zu kennen glaubten, von seiner Haltung sich betroffen fühlten, und der Oberst, der im Grunde durchaus nicht die Absicht gehabt hatte, ihn zu verletzen, sich in seine Aufwallung nicht finden konnte.

Paul wurde auch schnell wieder Herr über sich, und einlenkend sprach er: Wohl uns, daß Jeder von uns mit seinem eigentlichen Berufe so wohl zufrieden ist und groß von ihm denkt. Die Gesammtheit kann es besser nicht verlangen. Indeß, damit Sie über mich in keinem Zweifel bleiben können, gestehe ich Ihnen, daß ich den Besitz als Mittel zum Zwecke, als bewegende Kraft, als Grundlage aller Civilisation und Freiheit über Alles schätze und daß es mir für Jeden, dessen Anwesenheit im Heere jetzt nicht mehr eine Nothwendigkeit ist, geboten scheint, nach Hause zu gehen und, so viel an ihm ist, an der Wiederbelebung unseres Wohlstandes zu arbeiten. Der Boden lechzt nach den Armen und Händen, die ihn pflügen

und bauen, und das Capital, so weit es vorhanden ist, nach den Kräften, die es in Bewegung setzen um es zu vermehren; denn reicher geworden sind in diesen letzten Zeiten gewiß nur Wenige von uns. Aber wo Handel und Gewerbe so lange gestört worden sind, ist dafür in den nächsten Jahren ohne Frage auch eine erfolgreiche Thätigkeit für denjenigen zu finden, der es begreift, wo sie zu suchen ist.

Er erhob sich bei den Worten; auch die Anderen standen auf, denn es traten Bekannte hinzu, welche die Unterhaltung unterbrachen, und man trennte sich bald danach.

Paul und der Hauptmann schlugen den Weg nach dem jenseitigen Seineufer ein, um noch einen ruhigen Abendspaziergang zu machen; die Anderen gingen in größerer Gesellschaft nach dem Palais Royal, in welchem sich in jener Zeit gegen den Abend hin vor den Kaffeehäusern und in den Speisehäusern die Fremden zusammenfanden.

Du hast vorhin eine Aeußerung gethan, sagte Steinert, nachdem er schweigend eine Strecke neben Tremann einhergegangen war, mit dem die Waffenbrüderschaft und die gemeinsam getheilten Gefahren ihn eng verbunden hatten, die mich beunruhigt. Ich

fürchte, ihr gehört zu denen, welche durch die Kriegsjahre Verluste erlitten haben.

Paul stellte das nicht in Abrede. Er gestand dem Freunde vielmehr, daß der Fall großer russischer Häuser, mit denen er und sein Compagnon gemeinsam gearbeitet und für die sie dem gemäß Verpflichtungen übernommen hätten, sie stark angegriffen habe. Es blieb uns in dem Augenblicke, da der Krieg ausbrach, eben nur die Wahl, uns selbst gleichfalls für zahlungsunfähig zu erklären, sagte er, oder mit Hintansetzung jeder anderen Rücksicht unsern Gläubigern gerecht zu werden. Das Letztere ist geschehen. Unser Vermögen ist dabei aber in dem Grade zusammengeschmolzen, in welchem unser Kredit gewachsen ist.

Er sprach das mit großer Gelassenheit, obschon seine freie Stirn sich etwas verdüsterte. Der Hauptmann wollte wissen, wann Tremann die Nachricht erhalten und warum er nie davon gesprochen habe.

Ich erhielt die Nachricht am Tage vor der Schlacht an der Katzbach, entgegnete Paul, und den Arm in seines Freundes Arm legend, sagte er: Wir standen einander damals noch nicht so nahe, daß ich Dir es hätte sagen mögen, und ich bin es auch gewohnt,

dergleichen mit mir selber abzumachen. Ich versichere Dich aber, ich habe oft mitten im Gewühle des Kampfes, mitten in den blutigen Gefechten mit Sorge, ja, mit Angst an die Möglichkeit meines Todes gedacht, und es wird Dir eben so gewesen sein; denn den Tod nicht fürchten, den Tod verachten kann nur derjenige, dessen Leben für keinen anderen Menschen Werth hat.

Wem sagst Du das? rief Steinert aus, und seine Augen feuchteten sich bei der Erinnerung, wie oft seine Gedanken im Gefechte sich zu Weib und Kind gewendet hatten.

Paul ließ sich jedoch nicht unterbrechen. Das Prahlen mit der Todesverachtung ist mir immer als eine elende Lüge oder als das unwillkürliche Zugeständniß großer Unfähigkeit und großer Selbstsucht erschienen, fuhr er fort. Wir sind jetzt hier Alle in der Lage gewesen, unser Leben für die Befreiung unseres Vaterlandes in die Schanze zu schlagen; das hat mich aber nicht gehindert, es stets zu wünschen, daß das meinige aufgespart bleiben möge; denn es liegt viel auf mir und ich habe Pflichten gegen geliebte Menschen zu erfüllen. Die russischen Geschäfte sind von unserm Hause auf meinen Antrieb unter-

nommen worden und haben große Vortheile gebracht, bis sie dann plötzlich weit mehr als die Hälfte unseres Vermögens verschlungen haben. Seba ist an Reichthum gewöhnt, Davide in demselben, ohne daß sie eigenes Vermögen hätte, aufgewachsen, und der alte Flies hat ein langes Leben damit zugebracht, seinen Besitz und seine kaufmännische Stellung zu begründen. Sie sind sammt und sonders wohlthätig und mittheilsam; sich zu beschränken, würde ihnen allen schwer fallen, und es war auch bis jetzt noch keine Veranlassung dazu. Wo Kredit, Arbeitskraft und Einsicht in die Verhältnisse der Zeit vorhanden sind, braucht man nicht ängstlich zu sein: sie sind Vermögen und übertragen oder verwandeln sich mehr oder weniger schnell auch wieder in greifbaren Besitz. Unser Kredit hat sich, weil wir alle diese Krisen überstanden haben, wie gesagt, erhalten; aber mit siebenzig Jahren hat man die rasche Entschlossenheit, den sicheren, schnellen Ueberblick nicht mehr, deren der Kaufmann nicht entrathen kann, und ein Kaufmann im großen Style war mein alter Wohlthäter niemals. — Er machte eine kleine Pause und fügte dann hinzu: Du siehst also, daß ich nach Hause gehen muß, und es scheint mir nicht, als ob

man uns Freiwilligen dabei große Schwierigkeiten in den Weg zu legen denke.

Steinert wollte wissen auf welche Weise Jener um seinen Abschied eingekommen sei. Paul sagte, er habe vorläufig nur einen Urlaub auf drei Monate begehrt; nach Verlauf derselben werde man voraussichtlich so weit mit den Friedensverhandlungen vorgeschritten sein, daß man die Landwehr in die Heimat entlassen werde, und dann gehöre ohnehin Jeder wieder sich und seinem bürgerlichen Berufe. Steinert sah das als richtig ein und beschloß, das gleiche Verfahren für sich einzuschlagen; nur wegen seines Sohnes konnte er zu keinem Entschlusse kommen. Aber auch hier gab Paul den Ausschlag. Er rieth, den Jüngling vorläufig noch im Heere zu lassen, namentlich wenn das Regiment, wie es den Anschein hatte, in Paris verbleiben sollte. Dein Sohn, sagte er, wird hier des Französischen vollständig mächtig, lernt die Welt, die Menschen kennen und sieht und hört, was ihm später auf Eurem Dorfe nie geboten werden kann. Laß ihn bis zum völligen Frieden im Regimente und dann übergib ihn mir.

Meinst Du, daß er Kaufmann werden soll? fragte Steinert mit einer gewissen Aengstlichkeit.

Paul lachte trotz des Ernstes ihrer Unterhaltung hell auf. Und Du willst Dich über die Vorurtheile des Adels beklagen, rief er, während Dir selbst der Kastengeist so tief im Blute steckt, daß der bloße Gedanke, ein Adam Steinert könne etwas Anderes werden, als ein Landwirth, oder etwas Anderes thun, als in Eurer Provinz den Boden bauen, Dich schon unheimlich berührt? Ihr kommt noch dahin, Euch Adam Steinert der Vierundvierzigste zu nennen, wie unsere kleinen Fürsten, wenn Ihr so fortfahrt, wie bisher. Aber sei unbesorgt, er soll den Acker bauen, wie Du selbst, nur vorläufig nicht den Eurigen.

Steinert antwortete nicht gleich; denn kein älterer Mann erträgt es willig, sich von der besseren Einsicht eines jüngeren zurecht gewiesen zu sehen. Indeß Paul besaß die auf Erfahrung und auf verständiges Selbstvertrauen gegründete Kraft, die Menschen leicht von dem Richtigen zu überzeugen und, weil er immer Herr über sich selber war, auch ohne daß er es suchte und wollte, Herrschaft über Andere zu gewinnen. So währte es denn nicht lange, bis Steinert, den kleinen Unmuth überwindend, die Frage aufwarf: Und was willst Du mit ihm machen?

Ihn nach Amerika hinüberwerfen.

Zu welchem Zwecke?

Damit er vor allen Dingen das Gehorchen verlernt!

Steinert verstand nicht, was Tremann damit sagen wolle; dieser war also genöthigt, sich deutlicher zu erklären.

Es ist mir an Deinem Sohne aufgefallen, sagte er, daß er bei unverkennbar guten Anlagen unselbständig ist, und das ist nicht seine, sondern seines Lebensweges Schuld. Du bist ihm ein wackerer Vater gewesen, hast ihn streng zum Gehorsam erzogen, und das erste Kindesalter hat das nöthig, denn in ihm muß der vernünftige fremde Wille die eigene mangelnde Vernunft ersetzen. Aber Eure Schulen, wie sie jetzt sind, fordern ebenfalls unbedingten Gehorsam von dem Knaben; Alles ist vorausbestimmte Regel, Alles vorausgesehen, der ganze Weg von der Kindheit bis zum reiferen Jünglingsalter für Alle derselbe, für Alle unwandelbar festgestellt; das schadet der freien Entwicklung der Persönlichkeit. Nun ist er aus der Vormundschaft des Vaterhauses und der Schule noch in das Heer getreten, wo abermals fremder Wille seine Schritte vorgezeichnet hat und Gehorsam seine erste Pflicht gewesen ist. Er kennt also noch gar

nichts Besseres, als pünktliches Unterordnen unter einen fremden Willen, und eben darum fühlt er auch die Neigung, in einer lebenslänglichen Unfreiheit und Dienstbarkeit zu bleiben, wo diese, wie im Heere, mit einem gewissen äußern Glanze und in die Augen fallenden Auszeichnungen verbunden sind. Gönne ihm denn die Zeit, einmal gelegentlich den Druck der Abhängigkeit zu empfinden, gönne seiner Jugend auch den Triumph, mit unsern Truppen den feierlichen Siegeseinzug in die Heimat zu theilen, und dann wollen wir weiter von der Sache sprechen und sehen, ob wir ihm die Lust am Dienen nicht abgewöhnen können.

Wir Steinerts haben so lange gedient, meinte der Vater, daß . . .?

Daß es endlich Zeit war, sich frei zu machen, fiel ihm der Andere in die Rede, weil er befürchtete, daß Adam's Empfindlichkeit noch nicht völlig überwunden sei, und daß Dein Sohn sehr unrecht thun würde, freiwillig auf die Vortheile zu verzichten, die Deine rüstige Entschlossenheit ihm bereitet hat. Er weiß, daß ich im Vereine mit dem englisch-amerikanischen Hause, in dem ich früher gearbeitet habe, Landankäufe in Amerika gemacht habe und noch zu

machen denke, die verwerthet werden sollen. Dabei können wir junge Leute, die, wie Dein Sohn, in der Landwirthschaft aufgewachsen und bei ihr hergekommen sind, verwenden, und er kann, indem er unseren Absichten dient, sich die Grundlagen eines selbstständigen Vermögens erschaffen, mit dem er sich dann später in der neuen oder in der alten Welt auf die eigenen Füße stellen mag, auf denen jeder Mann denn doch am besten steht. Diese Aussicht will ich ihm eröffnen, ehe ich gehe, vorausgesetzt, daß sie Deinen Ansichten nicht widerspricht, und ich müßte mich in dem braven Burschen irren, wenn nicht endlich in ihm das Verlangen nach Selbständigkeit den Sieg über die Freude an den blanken Epaulettes davontragen sollte.

Steinert drückte dem Freunde die Hand. Du bist sehr gut, sagte er, denn selbst mit Sorgen beladen, sorgst Du Dich um Andere, und während Du eigene, schwere Vermögensverluste zu ersetzen hast, denkst Du daran, das Vermögen Dritter zu begründen. Wie soll ich Dir das danken?

Danken? wiederholte Paul; davon kann ja in dieser einfachen Angelegenheit gar nicht die Rede sein. Sieh', fuhr er dann, nachdem sie eine Weile schwei-

gend neben einander hergegangen waren, in seiner Rede fort, sieh', das dünkt mich so schön am Leben, daß für denjenigen, der geneigt ist, die Verhältnisse einfach zu nehmen, sich Alles einfach macht oder doch mit leichter Mühe zurechtlegen läßt, wenn der Mensch nur erst begriffen hat, daß sein Vortheil und der Vortheil aller Anderen gleichbedeutend sind. Zu dieser Einsicht gelangt aber Niemand so leicht und so sicher, als der Kaufmann, der durch tägliche Erfahrung darüber belehrt wird, wie sein Wohlstand auf den Wohlstand Anderer begründet ist, und wie er den seinen nicht vermehren kann, wenn er das allgemeine Kapital des auf der Erde vorhandenen Besitzes nicht vergrößern hilft. Es ist für mich schon lange eine Ueberzeugungssache, daß klug und gut in gewissem Sinne gleichbedeutend sind, und daß man immer das Gute thut, wenn man das von den praktischen Verhältnissen Gebotene befördert. Im großen Sinne ein Kaufmann zu sein, ohne seinen sittlichen Werth dadurch zu erheben, scheint mir fast unmöglich.

Man sollte an die Richtigkeit dieses Satzes glauben, meinte der Andere, wenn man Dich vor Augen hat, und doch, daß ich Dir es ehrlich gestehe, haben der Glückswechsel und die Unsicherheit der Zustände,

wie sie sich im Handel kundgeben und wie Du sie an Dir selber jetzt erfahren müssen, etwas, das mich gegen den Handel einnimmt und mich, wie ich einmal geartet bin, unfähig gemacht haben würde, ihn zu betreiben. Von einem Tage zum anderen neue Plane zu schmieden, beständig über Erfolg und Mißlingen im Ungewissen, fortwährend mit seinem Sinne auf die Verhältnisse der ganzen Welt gerichtet zu sein, wäre meine Sache nicht. Ich muß den festen Grund und Boden unter meinen Füßen fühlen, ich will es nur mit ihm und mit den natürlichen Ereignissen, die Gott uns schickt, zu thun haben, will der Erde abgewinnen, was sie mir zu bieten hat, und mit langsamer Beharrlichkeit die Hindernisse überwinden, die sich mir entgegenstellen, die Wunden heilen, die mir, wie Dir und Andern, durch diesen Krieg geschlagen worden sind. Zum Kaufmanne muß man geboren sein; in unserem Blute liegt es nicht!

Als ob es in dem Blute läge, aus dem ich stamme, als ob ich von dem Freiherrn von Arten oder von meiner armen Mutter die Einsicht und die Ueberzeugungen vererbt erhalten hätte, aus denen ich lebe! hätte Paul entgegnen mögen. Aber er hielt den Ausruf vorsichtig zurück. Er wußte, daß er hier

an der Gränze stehe, über welche hinaus der Andere ihm nicht zu folgen vermochte, weil er, aufgewachsen in den Ueberlieferungen eines alten Familiengeistes und nicht vollständig gebildet, nicht fähig war, aus dem Kreise herauszutreten, in dem er sich rüstig zu bewegen gewohnt war, und eben so unfähig, sich über sich selber zu erheben und, von sich absehend, sich in der Allgemeinheit wiederzuerkennen.

Sie hatten während dessen Paul's Quartier erreicht, und Adam verließ den Freund, weil dieser, wie er es nannte, noch seine Post zu besorgen, das heißt die Briefe zu schreiben hatte, mit denen er, seit er nach dem zweiten Einzuge der Alliirten in Paris wieder zu einer gewissen Ruhe gelangt war, die Verbindung zwischen sich und seinem Handelshause und seinen Geschäftsfreunden unterhielt, um auch aus der Ferne den Betrieb der von ihm eingeleiteten neuen Unternehmungen zu fördern.

Siebentes Capitel.

Es war spät am Abende, als Paul das Siegel auf den letzten seiner Briefe drückte. Ein Courier, welchen der Feldmarschall in der Frühe des nächsten Morgens in die Heimat entsenden wollte, hatte die Beförderung dieser Briefe zugesagt, und Paul hatte eben seine Feldmütze aufgesetzt, um das Paket, der Sicherheit wegen, selbst in die Kanzlei des Feldmarschalls zu tragen, als ihm unten vor der Thüre seiner Behausung der Postbote ein Schreiben aushändigte, das durch eine Estafette für ihn aus Berlin angekommen war.

Er trat in das Haus zurück, um den Brief zu lesen. Er war von Seba geschrieben und enthielt nichts, als die Worte: „Unser theurer Vater ist von einem Schlaganfalle getroffen, man gibt wenig Hoffnung für seine Erhaltung. Er äußert, so weit er

sich verständlich machen kann, das Verlangen, Dich zu sehen. Ist es möglich, so kehre heim, wenn auch nur, um wieder fortzugehen. Davide und ich sind wohl."

Paul las den Brief noch einmal durch, dann steckte er ihn ein, warf sich in den ersten Wagen, dessen er habhaft werden konnte, und befahl, ihn zu dem Commandirenden seines Regiments zu fahren. Aber weder sein General noch sein Adjutant waren in ihrer Behausung anzutreffen, und Paul wollte abreisen, gleich abreisen, und doch nicht ohne Urlaub seine Fahne verlassen. Einen Augenblick stand er unentschlossen da; dann hieß er den Kutscher, ihn nach dem Schlosse hinzufahren, in welchem der König von Preußen Quartier genommen hatte.

Es war, wie er wußte, ein großer Empfang bei dem Könige angesagt, alle anwesenden Fürsten waren eingeladen, der Feldmarschall konnte dort nicht fehlen. Seine Uniform und sein Rang bahnten Paul den Weg. Er wendete sich an einen der dienstthuenden Offiziere und verlangte in dringenden Geschäften mit dem Fürsten Feldmarschall persönlich zu sprechen. Man führte ihn durch verschiedene Galerieen und Säle und hieß ihn warten.

Der ganze vordere Flügel des Schlosses schimmerte in dem Lichtglanze des Festes. Er sah durch die geöffneten Thüren in der Ferne eine große Gesellschaft sich bewegen, reiche Uniformen, prächtig geschmückte Frauen gingen hin und wieder, fröhliche Musik schlug in grellem Gegensatze zu seiner Stimmung an sein Ohr. Die Secunden, die Minuten dehnten sich ihm furchtbar aus, und doch war es nichts Unerwartetes, was er erfahren hatte, nichts, was ihn unvorbereitet fand.

Er hatte sich es oft gesagt, daß sein alter Freund dem Ziele des Daseins nahe sei, ja, er hatte bei den neuen Unternehmungen, in welche er sich eingelassen, stets darauf gerechnet, daß er allein sie durchzuführen haben werde. In mancher einsamen Stunde, an manchem Bivouakfeuer hatte die Sorge ihn beunruhigt, wie die Geschäftsführung möglich sein würde, sollte Herr Flies vom Tode fortgerafft werden, ehe der Krieg beendet und er selber seiner eigentlichen Thätigkeit zurückgegeben sein werde. Und doch war es nicht das, was ihn so ängstlich den Zeiger der Uhr verfolgen ließ. Nicht um Geld und Gut, nicht um Handel und Erwerb war es ihm zu thun in diesem Augenblicke: er wollte sein Theil haben an Seba's Schmerz, an

Davidens Kummer, er wollte sie mit ihnen gemein haben, den letzten Blick und das letzte Wort des Mannes, den auch er wie einen Vater liebte.

Mitternacht war vorüber, als der Feldmarschall rasch und mit festem Schritte, gefolgt von einem Adjutanten, in den Saal trat. Er hatte beim Spiele gesessen, als man gekommen war, ihn abzurufen, und seine zusammengezogenen büschigen Brauen zeigten den Unmuth über die unwillkommene Störung. Wer sind Sie, was wollen Sie? fuhr er den Wartenden an, während er ihn mit dem scharfen Blicke seiner grauen Augen musterte.

Mein Name ist Tremann, ich bin Theilnehmer des Eurer Durchlaucht wahrscheinlich bekannten Handlungshauses Flies und habe seit dem Frühjahre achtzehnhundertdreizehn als Freiwilliger unsere Feldzüge mitgemacht.

Ich weiß, ich weiß! unterbrach ihn, sich erinnernd, der Fürst, und durch den Anblick des Eisernen Kreuzes günstiger für den Sprechenden gestimmt, fügte er hinzu: Sie haben Ihr Kreuz bei Bar sur Aube erhalten, Sie waren verwundet! Was haben Sie zu melden?

Nichts, als daß ich mir den Zutritt zu Eurer

Durchlaucht mit einer Unwahrheit verschaffte, weil ich eine Vergünstigung zu fordern habe.

Herr! Reitet Sie denn der Teufel, daß Sie mich dazu um Mitternacht aus des Königs Sälen rufen lassen? fuhr der Alte auf und wollte sich mit einem neuen und noch derberen Fluche entfernen, aber Paul's Anruf hielt ihn zurück.

Ich muß Eure Durchlaucht bitten, mich zu hören, sagte er mit solcher Festigkeit, daß der Feldmarschall sich auf's Neue zu ihm wendete. Nothwendige Geschäfte in der Heimat hatten mich schon vor einigen Tagen bestimmt, um einen dreimonatlichen Urlaub nachzusuchen! Er ist mir noch nicht ertheilt worden, und ich erhalte in diesem Augenblicke die Nachricht von der tödlichen Erkrankung meines Compagnons! Meinen Regiments-Chef habe ich nicht finden können, und ich muß fort, noch in dieser Nacht fort, denn man verlangt meine Rückkehr und ich erkenne sie als dringend nöthig! Geben Sie mir den Urlaub, dessen ich bedarf!

Ist nicht meine Sache! rief der Fürst. Sehen Sie zu, wie Sie Sich selber helfen! — und abermals wollte er sich entfernen.

Das wird schnell gethan sein, entgegnete Paul,

sich leicht verneigend; nur werden Eure Durchlaucht morgen den Namen des preußischen Majors, der aus Ihrer eigenen Hand sein Eisernes Kreuz als Ehrenzeichen empfangen hat, als den Namen eines Deserteurs am Schandpfahle lesen können, denn ich gehe noch vor Tagesanbruch fort!

Der Feldmarschall wendete sich zu ihm zurück. Er war der Mann, jede Art von Entschlossenheit zu schätzen. Und wenn ich Sie verhaften lasse? fragte er, indem er Paul, wie es seine Weise war, mit seiner starkknochigen Hand am Rockknopfe faßte und nahe an ihn herantrat.

So werden Durchlaucht schuld daran sein, wenn ich meinen persönlichen Verpflichtungen nicht eben so wie meinen Pflichten gegen den König und das Vaterland genügen kann! entgegnete er, und ohne dem Feldmarschall Zeit zu einer Antwort zu lassen, fügte er hinzu: Der Lieutenant von der Marwell geht in drei Stunden als Eurer Durchlaucht Courier von hier ab! Geben Sie mir den Urlaub, den ich brauche, und dem Lieutenant die Weisung, mich mit sich zu nehmen. Ich bin des Courier-Reisens aus früheren Zeiten wohl gewohnt!

Der Feldmarschall schien in seinen Erinnerungen

nachzuspähen. Tremann, Tremann? wiederholte er, ich habe den Namen schon vorher gehört! Sind Sie der Tremann, durch dessen Hände vor dem Kriege ein Theil unserer Briefe nach Rußland gegangen ist?

Derselbe, Eure Durchlaucht.

Da muß man ihm das Desertiren doch unmöglich machen, sagte der Fürst, sich lächelnd zu seinem Adjutanten wendend, denn der wäre capabel und beginge solchen Streich! Ist ein Stück Papier zur Hand?

Der Adjutant zog seine Brieftasche hervor und riß ein Blatt aus derselben. Der Fürst setzte in die unterste Ecke desselben mit Bleistift seinen Namen und reichte es dem Adjutanten. Schreiben Sie ihm drüber, was er haben will, und der Marwell soll ihn mir vom Halse schaffen, damit er mir nicht wieder die Partie verdirbt!

Er ging mit freundlichem Gruße an Paul vorüber. Drei Stunden später hatte dieser das glänzende Paris verlassen und fuhr an der Seite des preußischen Couriers durch die warme Sommernacht der deutschen Gränze zu.

Er hatte Berlin nicht wiedergesehen, seit er heim-

lich mit Herrn von Werben aus der Stadt geflohen war. Der Truppentheil, welchem er angehörte, hatte im ersten Feldzuge die Hauptstadt nicht berührt und war achtzehnhundertvierzehn noch am Rheine gewesen, als man die Landwehren auf das Neue zu den Fahnen gerufen hatte, weil Napoleon von Elba zurückgekehrt war und noch einmal die Brandfackel des Krieges über dem kaum beruhigten Welttheile angezündet hatte.

Je näher Paul der Heimat kam, um so banger bewegten Furcht und Hoffnung ihm das Herz. Werde ich ihn noch finden? fragte er sich immer wieder, wenn seine Gedanken eine Weile eine andere Richtung genommen hatten, und es kamen Augenblicke, in denen er dem Schicksal grollte, daß es ihn so, eben so, zu den Seinigen wiederkehren lasse. Er war noch jung genug, um ungern und schwer von seinen Hoffnungen zu scheiden, und er hatte an den Tag, an welchem er inmitten der Landwehr, an der Spitze des Zuges, den er in mancher Schlacht geführt, in die Hauptstadt einziehen würde, oft mit freudigem Vorgefühle gedacht. Dann hatte er sich beschieden, darauf Verzicht zu leisten; aber daß er in solcher Sorge, unter der Pein einer solchen Ungewißheit aus dem Felde wiederkehren solle, dünkte ihn doch hart.

Es war früh am Morgen, als der Feldjäger den leichten Reisewagen vor der Thüre des Flies'schen Hauses halten ließ. Das Schlafzimmer des Hausherrn lag nach der Straße hinaus — die Vorhänge waren heruntergelassen, die Fenster offen. Was bedeutete das? War Alles vorüber, oder war der Kranke so weit genesen, daß man ihm wieder die Wohlthat der sommerlichen Luft und Wärme zukommen lassen durfte, während man ihn vor dem grellen Lichte noch zu hüten hatte? — Das Herz klopfte ihm, als stände er wieder vor dem Feinde — und er stand ja auch vor ihm, vor dem Feinde alles Lebens, vor dem Tode!

Mit raschem Griffe nahm er das wenige Gepäck, welches er mit sich führte, von dem Wagen herunter und eilte in das Haus. Die schwarze Kleidung des Dieners sagte ihm Alles. Er fragte nach den Frauen. Man wies ihn nach dem Gartensaale.

Seba und Davide saßen bei dem Frühstücke. Als Paul in die Thüre trat, fuhren sie beide erschreckend auf. Man hatte ihn so früh nicht zurückerwarten können. Mehr als drei Jahre waren vergangen, seit sie einander nicht gesehen hatten. Mitten in der Lust eines Festes war er von ihnen gegangen, nun fand er sie im Hause des Todes in tiefer Trauerkleidung wieder.

Ich komme zu spät! — das war alles, was er sagte. Seba gab ihm nur mit leiser Neigung des Hauptes Antwort. Ihr fehlte die Kraft zum ruhigen Worte, und sie wollte ihren Schmerz durch lauten Aufschrei nicht entweihen. Er nahm sie an sein Herz, er küßte ihre Stirn, ihren Mund, er ließ sie weinen, und sie weinte so sanft und still, als wisse sie sich nun sicher und geborgen vor allem Unheil. Als sie sich, seine beiden Hände zuversichtlich drückend, empor-richtete, trat er an Davide heran, und jetzt erst, da er aus Davidens hellen Augen die Thränen auf die Wangen niederrollen sah, fingen auch die seinigen zu fließen an.

Liebe Davide! rief er leise, aber es bebte eine unaussprechliche Bewegung durch sein Herz und ein beseligendes Feuer durchströmte sein ganzes Wesen. Er hatte ihre Hände ergriffen und blieb schweigend, in ihren Anblick versunken, vor ihr stehen. Wie oft, wie oft hatte er an sie gedacht, wie oft hatte er sie vor sich gesehen wie an dem Abende, an dem er sich auf dem Balle von ihr getrennt hatte! Nun war er wieder da, und sie stand vor ihm — dieselbe wie sonst, und doch so anders und so viel schöner, als er sie je gedacht!

Liebe Davide! wiederholte er noch einmal, und sie lehnte sich freiwillig an seine Brust, und er fühlte, wie ihre Lippen leise das Eiserne Kreuz berührten, das er auf derselben trug. Mit einer Glücksempfindung, deren er das Menschenherz nicht für fähig gehalten hatte, schaute er in ihr Antlitz, in die Augen, die sich voll sehnsüchtiger Liebe zu ihm erhoben; aber war es die Achtung vor dem Schmerze Seba's, war es ein Zartgefühl, welches ihn hinderte, sich in dem Hause der Trauer einer Freude hinzugeben, oder war es das Bewußtsein, daß dieses schöne Wesen aufhören werde, für sich selber zu bestehen, sobald er es sich angeeignet habe, er vermochte nicht, es in seine Arme zu schließen. Er war befriedigt durch Daviden's bloßen Anblick, beruhigt durch ihre lang entbehrte Nähe und voll großer Freude durch die feste Ueberzeugung, daß zwischen ihr und ihm gar nichts zu sagen sei, daß lautere Klarheit zwischen ihnen herrsche und Einer sich der Liebe des Andern, obschon nie ein Wort davon gesprochen worden, so völlig sicher fühle, wie der unzerstörbaren Gemeinsamkeit ihrer ganzen Zukunft. Er drückte und küßte ihre Hand, dann gehörte er wieder Seba an, und Davide verstand ihn ohne Worte.

Es verging eine geraume Zeit, ehe sie zum rechten Sprechen kommen konnten. Sie mußten sich erst darein finden, daß sie nicht mehr zu Vieren, daß sie nur ihrer Drei in diesem Saale, an diesem Tische bei einander waren. Die verheerendsten Kriege, der Tod von Millionen Menschen, der Sturz der Mächtigen und der Sieg der Gebeugten hatten nichts geändert in diesem stillen Raume. Die chinesischen Blumen auf der Tapete hatten ihre Farben voll bewahrt, die fremdartigen, gemalten Vögel guckten mit ihren starren Augen noch gerade so wie vor dem Kriege von der Decke des Gartensaales herab. Das silberne Theegeräth, die Tassen von sächsischem Porzellan, sie waren für Paul wie für Davide mit ihren schönen Frucht- und Blumen-Zierathen in ihrer Kindheit Gegenstände der höchsten Bewunderung gewesen, standen wie seit Jahren und Jahren auf der weißen Damastdecke, und doch war das alles nicht mehr dasselbe. Denn des Vaters große Tasse nahm nicht mehr die alte Stelle in der Mitte der Geräthschaften ein, man hatte sie fortgetragen, wohl verwahrt, weil der Vater sie nicht mehr brauchte, weil der Vater nicht mehr da war, weil zwei gute Augen sich geschlossen hatten für immerdar.

Kommt, rief Seba endlich, sich zum Frühstückstische wendend, kommt, Paul hat es nöthig, etwas zu genießen! — Aber es fehlte das Gedeck für ihn. Gib ihm des Vaters Tasse! sagte Seba.

Davide holte sie aus dem Eckschranke herbei. Dem Hausherrn! stand darauf.

Dem Hausherrn! sagte Seba kaum hörbar, während sie mit bebender Hand die Tasse vor dem Heimgekehrten niedersetzte, und allen Dreien stürzten bei dem Anblicke dieses unscheinbaren Gerätḧes die Thränen aus den Augen, und in allen Dreien stieg sie noch einmal empor, die uralte Klage, daß des Menschen Dasein dahinfährt wie ein Traum und ein Schlaf, daß des Menschen Leben vergänglicher ist, als die vergänglichen Dinge und die zerbrechlichen Geräthschaften, die er geschaffen und deren er sich bediente.

Es kam Paul vor, als sei erst jetzt sein alter Freund gestorben, da man für ihn die Tasse reichte, aus welcher, so lange Jener gelebt, nie ein Anderer getrunken hatte. Er fühlte es in diesem kleinen Zeichen sinnlicher, deutlicher, als in all den Tagen, daß er jetzt das Haupt der Familie sei, in welcher er Schutz und Liebe gefunden, seit er denken konnte, und mit einem schmerzlichen, aber ihn doch erheben-

den Gefühle schloß er die beiden Frauen noch einmal an sein Herz.

Er war kein Heimatloser mehr, er stand nicht mehr einsam in der Welt. Sein Leben ward ihm noch wichtiger, er ward sich selbst mehr werth, weil er sich für das Glück der Menschen, die ihm die Theuersten waren, als nothwendig fühlte.

Die drei Jahre waren an Seba nicht spurlos vorübergegangen. Sie hatte sich viel gesorgt, viel durchgemacht, denn es hatte der Arbeit und der Anstrengungen für sie, wie für alle die Frauen der Hauptstadt und des Landes, mehr als genug gegeben, welche die Pflege der verwundeten und kranken Krieger in den überfüllten Hospitälern über sich genommen hatten. Die Fältchen an den Augenwinkeln, die leisen Furchen auf ihrer schönen Stirn hatte Paul früher nicht an ihr bemerkt, und wie das Sonnenlicht nun von der Seite über ihren Scheitel fiel, sah er, daß hier und da ein silberweißer Faden auf ihrem schwarzen Haar erglänzte. Er konnte sich des Erschreckens nicht erwehren. Wie lange war es denn her, daß er Seba an jenem Ball=Abende, an dem des Grafen Gerhard Worte ihn zuerst wieder an seine Mutter und an seine Abstammung gemahnt hatten, in aller Schönheit

ihrer Jugend vor sich gesehen hatte? Und nun ergraute schon ihr Haar, nun kam die Reihe bald an sie!

Es that ihm in der Seele weh, denn wo der Tod in einen eng verbundenen Menschenkreis getreten ist, wird man so ängstlich. Jeder möchte in dem Antlitze des Andern lesen können, auf wie lange er ihm noch gegönnt ist, man möchte zusammenrücken, um sich selber die entstandene Lücke zu verbergen, man möchte sich fester, man möchte sich für immer an einander schließen, und man kann sich es bei allem besten Willen nicht vergessen machen, daß kein menschliches Verhältniß unzerstörbar, daß Alles dem Vergehen unterworfen, Alles nur im Augenblicke unser ist, und daß unser sicherer Besitz einzig in der Benutzung dieses Augenblickes und in dem Gedanken der durchlebten Vergangenheit beruht.

Dieses Augenblickes wollte man genießen, man wollte sich gemeinsam der gehabten Ereignisse erinnern. Hatte man doch so tausendfältig oft gewünscht: O, daß er hier wäre! daß ich sie jetzt bei mir hätte! Und wie man nun beisammen saß, hatte man sich nichts zu sagen, weil Jeder nur das Nothwendige und Rechte gethan zu haben meinte, und das Noth-

wendige und Rechte sich einfach und unauffällig in das allgemeine Thun einfügt.

Paul hatte die Feldzüge mitgemacht, aber das hatten Hunderttausende gethan; er hatte sich tapfer und muthig erwiesen, Andere waren darin nicht hinter ihm zurückgeblieben. Seba hatte mit Selbstverläugnung pflegend und helfend in den Hospitälern gearbeitet, das war nur natürlich gewesen. Ihr Vater war gestorben, ihr Vermögen theilweise verloren gegangen: indeß es weinten unzählige Familien in wahrer Noth um ihre Väter und Versorger, und die kleinen Begegnungen, die wechselnden Ereignisse, deren man sich zu erinnern hatte, kamen in diesen ersten Stunden des Wiedersehens neben den großen Erschütterungen und Erfahrungen, welche man durchgemacht hatte und in sich nachzittern fühlte, einem Jeden zu geringfügig vor, um ihrer zu gedenken und zu erwähnen.

Man war stiller als jemals bei einander, bis Paul sich erhob, um sich, wie er sagte, umkleiden und im Comptoir seine Ankunft melden zu gehen.

Es war ein eigenes Gefühl, mit dem er aus dem Gartensaale in die Zimmer eintrat, welche er neben demselben früher bewohnt hatte. Alles lag

und stand, wie er es verlassen hatte. Damals freilich war es winterliche Nacht gewesen und das Vaterland hatte unter der Knechtschaft fremder Tyrannei geseufzt, und jetzt leuchtete die helle Sommersonne durch die im Lufthauche spielenden Blätter und Deutschland war frei und sich selber wiedergegeben worden. Aber so warm Paul's Herz auch schlug, wenn er Daviden's und der Zukunft an ihrer Seite dachte, kam er sich doch plötzlich viel älter geworden vor. Er hatte den Krieg immer als ein Unglück, als ein furchtbares, wenn auch in diesem Falle unvermeidliches Uebel betrachtet und den Frieden oft sehnlich herbeigewünscht, der ihn seinem Berufe und seinen Geschäften wiedergeben sollte. Jetzt aber war es ihm unheimlich, in den stillen, nach dem Hofe hin gelegenen Räume des Comptoirs, es erschreckte ihn als er den Geschäftsführer mit seiner unerschütterlichen Gleichmüthigkeit genau auf demselben Platze und in derselben gebückten Stellung wie vor drei Jahren, die eingegangenen Briefe durchsehend, vor sich erblickte, als er den alten Kassirer gerade so, wie er es vor drei Jahren und vor jenen zwanzig Jahren gethan, die Geldrollen über den Zahltisch werfend und die Banknoten musternd wiederfand.

Ein Chronometer, den Seba ihm bald nach seiner Rückkunft aus Amerika geschenkt hatte, stand auf seinem Tische. Er war, wie der Datumzeiger es auswies, wenig Tage, nachdem Paul Berlin verlassen hatte, abgelaufen. Damals war er achtundzwanzig Jahre alt gewesen, jetzt stand er im einunddreißigsten.

Er trat an den Spiegel und betrachtete sich. Das war sonst nicht seine Sache, obschon er wußte, daß er ein schöner Mann sei. Die Uniform dünkte ihn etwas sehr Bequemes zu sein. Er fand sie einfach, zweckmäßig und kleidsam. Sie gefiel ihm heute sehr, und er gefiel sich auch in ihr.

Der treue, ehrliche Rock! sagte er zu sich selber, während er das Eiserne Kreuz von demselben losmachte, um es zu verschließen, und den Rock ablegte, um ihn nicht wieder anzuziehen. Noch vor wenig Tagen hatte er gegen Werben die Freiheit seines kaufmännischen Standes, im Gegensatze zu der Abhängigkeit des militärischen Dienstes, hoch erhoben und Steinert es zugesagt, daß er dessen Sohn in die Bahn des bürgerlichen Lebens zurückführen werde, und jetzt überfiel ihn selber eine Angst vor der Ruhe und Stille, eine Scheu vor der Gleichmäßigkeit der täglich sich wiederholenden bürgerlichen Arbeit.

Vorhin, als Davide sich ihm an das Herz gelegt, hatte ihn die Ahnung ergriffen, wie das Weib sich selber in der Liebe verloren gehe, nun schreckte sein dem Menschen eingeborenes Verlangen, sich in seiner Eigenheit und Freiheit zu erhalten, vor der Aussicht und vor der Nothwendigkeit zurück, sich künftig nicht mehr als nur für sich selber bestehend betrachten zu dürfen, künftig leisten und thun zu müssen, was er im Grunde bisher nur freiwillig gethan hatte, künftig keine Freiheit des Wollens und des Dürfens mehr vor sich zu haben, wenn er einmal aus einem allein stehenden Manne sich zum Gatten einer Frau, zum Begründer und Beschützer einer Familie gemacht haben werde.

Als hätte ein Zauber sie heraufbeschworen, so deutlich traten urplötzlich alle die anmuthigen Begegnungen, alle die hübschen, kleinen Abenteuer und artigen Erlebnisse ihm vor die Seele, welche er als Junggeselle auf seinen vielen Reisen und während seiner Feldzüge gehabt hatte, und er konnte sich eines Seufzers nicht erwehren, wenn er dachte, daß dies nun für ihn zu Ende sein, daß für ihn zum Unrecht werden solle, was ihm bisher eine so reizende Unterhaltung gewesen war. Freilich, er liebte Davide, aber

es war keine jener heftigen, unwiderstehlichen Leidenschaften, die er für sie fühlte. Er hegte für sie die zuversichtliche Neigung, die sich nur durch ein langes Beisammensein und durch die Erkenntniß bildet, daß man in allen Fällen auf einander zählen könne. Jung, wie er Davide verlassen, hatte er doch schon ihre Selbstbeherrschung, ihre Festigkeit und ihre Güte bei den verschiedensten Anlässen erprobt, und die Wahrhaftigkeit ihres Herzens, die Unschuld, mit der sie ihm ihre Liebe kund gab, ohne daß er ihr jemals von der seinigen gesprochen hatte, machten sie ihm eben so theuer, als ihre Schönheit sie ihm begehrenswerth erscheinen ließ. Seit Jahren hatte er sich gesagt, daß Davide einst seine Gattin werden müsse, er hatte sich darauf gefreut wie auf den Preis am Ende des errungenen Zieles, wie auf eine letzte Lebenserfüllung. Nun er sich derselben nahe glauben durfte, bangte ihm vor der schwersten aller Aufgaben, vor dem Ausharrenmüssen, und er konnte des beklemmenden Gefühles nicht gleich Meister werden, das ein Jeglicher empfindet, wenn er nach einem viel bewegten, wechselvollen Dasein plötzlich in alte, fest begründete Lebensverhältnisse einzugehen und zurückzutreten hat.

Die Tage der Jugend und der Ungebundenheit

sind nun vorüber! rief er, und es war, als ob das unwillkürlich ausgesprochene Wort ihn auch von der augenblicklichen Verwirrung befreie, die ihn befangen hielt. Denn er richtete sich in seiner schönen Kräftigkeit empor und fügte mit plötzlich erheiterter Stirn und gewandeltem Sinne hinzu: So lange hat man für sich selbst gelebt; es ist Zeit, nun für die Andern zu leben! Laß uns sehen, was man für sie werth ist und vermag!

Er hatte inzwischen seine bürgerliche Kleidung angelegt und trat an das Fenster. Heißer Sonnenschein, warmer Blumenduft strömten ihm entgegen. Er blieb einen Augenblick am Fenster stehen und sah in den Garten hinaus. In der Ferne gingen die beiden Frauen vorüber.

Sie tragen den Kranz nach dem Monumente, dachte Paul, und er, der sich so eben noch vor dem Gleichmaße der Tage und vor allem, was sich mit unausgesetzter Regelmäßigkeit zu wiederholen hatte, gescheut, fühlte sich von der beharrlichen Treue gerührt, mit welcher Seba die freiwillig übernommene Liebespflicht erfüllte. Es ist eine geringfügige Handlung, sagte er sich, einmal einen Blumenstrauß auf einen Denkstein niederzulegen; aber durch ein halbes

Menschenleben dem Andenken der Hingegangenen die gleiche Erinnerung zu weihen, während man den Pflichten gegen die Lebenden eben so treulich genügt, an jedem Tage den gleichen Weg zu gehen, immer dieselbe kleine Sorge zu tragen, das macht die an sich geringfügige That zu einem das Herz befriedigenden Kultus. Und es sollte nicht dasselbe mit aller unserer Arbeit sein, wenn wir sie, von ihrer Nothwendigkeit wie von ihrem Nutzen überzeugt, mit Liebe und für geliebte Menschen thun?

Er schaute den beiden schönen Gestalten mit Vergnügen nach, wie sie langsam durch die Wege gingen. Es freute ihn, daß er sie wieder sehen konnte, daß er sie heute, morgen, immer wieder sehen würde. Selbst als die Gebüsche unter den Tannen die Frauen seinem Auge entzogen hatten, verweilte er noch an dem Fenster. Die Stille, die über dem Garten ausgebreitet lag, war ihm etwas Neues geworden und erquickte ihn. Er hatte auf so vielen Schlachtfeldern gestanden und sie tönten noch unvergessen in sein Ohr: der Donner des Geschützes, der Weheruf der Verwundeten, das Röcheln all der Sterbenden, die in fremder Erde unter ungeschmückten Gräbern ruhten.

Friede, Friede! rief er und schlug die Hände un-

willkürlich, wie beim Gebet in seinen Kindertagen, in einander, Friede und Beharren und Bleiben hier bei den geliebten Menschen, und leben und schaffen mit ihnen und für sie!

Freien und gehobenen Sinnes verließ er seine Zimmer, um gleich an diesem Morgen, gleich in dieser Stunde seine Arbeit zu beginnen. An der Thüre des Comptoirs wendete er sich noch einmal um und blickte durch die Seitenfenster nach dem Garten hinaus. Seba und Davide saßen vor dem Gartensaale, mit Näherei beschäftigt, bei einander. Aber Paul ging nicht zu ihnen. Er konnte es ja später thun, denn er blieb jetzt hier, und sie waren ihm zu eigen.

Was war gegen eine solche Gewißheit aller überraschende Reiz des Zufalles? Er wiegte sich in dem beglückenden Gefühle dieser Sicherheit, und ihrer wie seiner selbst gewiß, kehrte er, ein reifer Mann, aus dem Felde zu seinem bürgerlichen Berufe zurück.

Achtes Capitel.

Arbeit, unausgesetzte, ernste Arbeit, das war es, was es jetzt galt, aber Paul war des Arbeitens von Jugend auf zu sehr gewöhnt, um sich in der Arbeit, sobald er ihr nur wiedergegeben wurde, nicht schnell wieder einzuleben und heimisch zu fühlen.

Er fand die Verhältnisse des Handlungshauses, dessen alleiniger Inhaber er jetzt war, besser und schlechter, als er es erwartet hatte. Das Flies'sche Vermögen, obschon es durch die während der letzten Krisen gebrachten Opfer bedeutend zusammengeschmolzen war, blieb noch immer beträchtlich genug, um Seba über jede Nahrungssorge zu erheben und ihr, der Alleinstehenden, die gewohnte breite und reichliche Lebensweise zu gestatten; aber die Erfahrungen der

letzten Jahre hatten den Vater ängstlich gemacht, und sein Testament setzte also fest: Erstens, daß Seba's Vermögen ganz und gar aus dem Geschäfte gezogen und in Hypotheken angelegt werden sollte; zweitens, daß es, falls Seba sich nicht etwa noch zur Eingehung einer Ehe entschließe, nach ihrem Tode an mildthätige Stiftungen übergehen solle, damit in ihnen des Vaters Name und sein Andenken erhalten bliebe, wenn sie nicht durch die Erben seines Blutes in die Zukunft übertragen und fortgepflanzt würden.

Es war gegen diese letztwilligen Verfügungen nichts zu sagen. Sie entsprachen dem vorsichtigen und vorsorglichen Charakter des Gestorbenen, und sie waren durchaus im Sinne des Judenthums, das Fortpflanzung des Namens durch die Nachkommenschaft für eine der größten Segnungen erkennt. Nichts desto weniger trafen diese Bestimmungen alle Betheiligten recht schwer. Seba sah sich durch dieselben in der freien Verfügung über das Vermögen beschränkt. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß ihr die Möglichkeit entzogen worden, Davide, die sie als ihr Kind betrachtete und liebte, einst auch zu ihrer Erbin einzusetzen, und für Paul wurde die Fortführung eines auf große eigene Hülfsquellen begründeten Geschäftes

äußerst schwierig, da diese ihm eben in einer Zeit entzogen wurden, in welcher, bei der Seltenheit des Geldes, eben mit Geld, wie Paul es seinem Freunde auseinander gesetzt hatte, mehr als sonst zu machen und zu leisten war. Auch schwankte er einen Augenblick, was er beginnen sollte.

Wollte er sich das Leben erleichtern und sich bescheiden, so mußte er auf seine großen Plane für lange, ja, wahrscheinlich für immerdar verzichten; denn was jetzt noch möglich war, konnte nach wenig Monaten schon weit schwerer, nach Jahren völlig unausführbar sein. Er mußte sich damit begnügen, langsamer für sich und die Seinigen ein mehr oder weniger ausreichendes Einkommen zu schaffen und, im engeren Handelsverkehre ein nützliches Mitglied, sich nur in kleinerem Kreise bewegen; oder er mußte, was er von eigenem Vermögen noch besaß, darangeben, seine Zahlungsfähigkeit in auffälliger Weise bei der Regulirung des Flies'schen Vermögens darzuthun und, den daraus entspringenden Kredit benutzend, seine ganze Kraft aufbieten, um mit den fremden Kapitalien so viel zu erwerben, daß er den Darleihern ihr Darlehen wohl verzinsen, durch den Gewinn-Ueberschuß sich ein neues, eigenes Vermögen schaffen und sich

wieder in die Höhe bringen konnte; und er stand nicht lange an, welchen Weg er einzuschlagen habe.

Er hatte mit seinem väterlichen Blute die Neigung zu herrschen ererbt, aber auch von dem dienstbaren Sinne seines mütterlichen Geschlechtes war viel auf ihn übergegangen, und eben deßhalb fand er in dem von ihm gewählten Berufe auch jetzt wieder seine vollkommenste Befriedigung. Denn keinem anderen Stande ist es wie dem Kaufmanne gegeben, eine große Herrschaft auszuüben und weithin in die Ferne und in die Zukunft wirksam und bestimmend einzugreifen, während er sich für Andere nützlich macht. Paul hatte sich in dem großen amerikanischen Hause, in welchem er gearbeitet hatte, früh daran gewöhnt, die Bedürfnisse und Aussichten der ganzen Welt in das Auge zu fassen; die Jahre vor dem Kriege hatten ihn in Europa mit verschiedenen Männern bekannt gemacht, welche als Diplomaten die Vermittlung und Ausgleichung zwischen den verschiedenen Völkern und den verschiedenen Fürsten zu ihrer Aufgabe hatten, und sein von Natur auf das Große gerichteter Sinn hatte dadurch den Ueberblick und die Verbindungskraft gewonnen, die zu durchschauen vermochten, wie und wo der Vortheil Aller, Vortheil-für den Ein=

zelnen verspricht, und wie der Einzelne es anzufangen habe, der Gesammtheit zu dienen, indem er seinen eigenen Vortheil und Nutzen wahrnimmt.

Ueberall war in Europa Geld nothwendig. Man brauchte Geld, um die aus Mangel an Bestellungen wie aus Mangel an Arbeitskräften während des Krieges in's Stocken gerathenen Fabriken wieder in Gang zu bringen; man brauchte Geld, um das Inventarium auf den zum Theil völlig ausgeraubten Gütern zu erneuern, man brauchte Geld an allen Ecken und Enden; und Geld zu schaffen, den Regierungen wie den Privatpersonen Geld zu schaffen, ihnen die Unterbringung ihrer Anleihen möglich zu machen, war eine der unerläßlichsten Nothwendigkeiten, wenn der Friede die Mittel haben sollte, herzustellen, was der Krieg vernichtet hatte. Die großen Bankhäuser, die unternehmenden Kaufleute mußten ihre Hände dazu bieten, das Geld in den fernsten Gegenden flüssig zu machen und es dahin zu leiten, wo es in diesem Augenblicke am dringendsten gebraucht ward, und weil das Geld sich in dieser Weise am höchsten verwerthen ließ, wurden in anderen Gegenden mancherlei Unternehmungen unterlassen oder eingestellt, für deren Fortführung später das Geld wieder nach

seinen Ausgangspunkten zurückgeleitet werden mußte. Darauf hatte Paul sein Auge gerichtet und seine Plane angelegt, und darauf hin hatte er schon seinen Freund Steinert verwiesen, als dieser ihn über die Zukunft seines Sohnes zu Rathe gezogen hatte.

Niemals hatte Paul von seinem Berufe größer gedacht, als jetzt, und niemals hatte er die schweren Sorgen und Aufregungen desselben lebhafter zu empfinden gehabt, als in dem nächsten Winter, in dem er Seba's Vermögen aus dem Geschäfte herauszuziehen und nach dem Willen ihres Vaters, der Paul mit dieser Aufgabe betraut hatte, festzustellen hatte, während er seinen Kredit bis auf das Aeußerste anspannen mußte, um die Unternehmungen möglich zu machen, die er nach den verschiedensten Seiten hin in Angriff nahm. Die Tage vergingen ihm in Arbeit, die Nächte oft in Sinnen und in Sorgen. Er bemerkte es nicht, daß seine Stirne ihre Heiterkeit, daß seine Augen ihren hellen Glanz verloren, er hatte nicht Zeit, an sich zu denken und auf sich zu achten; nur Seba sah es und Davide sah es, und ihr ängstlich liebevoller Blick war der Lohn seiner Arbeit, sein Trost und seine Freude, wenn er nach des Tages Last und Plage

sich am späten Abende ein Ausruhen bei den Seinen gönnte.

Als der Herbst und der Winter herangekommen waren, bewegte sich in der Hauptstadt überall, wo man nicht um Gefallene zu trauern hatte, eine glänzende Geselligkeit. Man schien sich des für Europa wiedergekehrten Friedens erfreuen, der ausgestandenen Leidensjahre in Zerstreuungen vergessen zu wollen, aber in dem Flies'schen Hause gingen die Tage ihren stillen, regelmäßigen Gang. Seba, die mit ihren vierzig Jahren noch immer schön zu nennen war, weil ihre Schönheit nicht nur in dem Reize der Jugend und der Farben, sondern in dem Adel der Formen und dem durchgeisteten Ausdrucke ihres Antlitzes bestanden hatte, war um ihres Vaters willen immer nur wenig in Gesellschaften gegangen, und während des Krieges hatte auch Daviden nicht danach verlangt, da sie mit ihrer stillen Liebe und mit den Sorgen um den entfernten Geliebten beschäftigt gewesen war. Jetzt vollends trugen beide Frauen nach zerstreuendem Menschenverkehre noch weit weniger Verlangen. Es kam aber dadurch in dem häuslichen Beisammensein bald ein Friede über die drei eng verbundenen Menschen, daß es ihnen war, als hätten sie von Anbeginn

so mit einander gelebt, ja, daß selbst die gewaltigen Ereignisse, die an ihnen vorübergegangen waren und in denen sie, so viel an Jedem von ihnen gewesen, mitgewirkt hatten, davor weit in die Ferne zurücktraten. Sie erfuhren, was man nach großen Eindrücken immer an sich wahrnimmt, daß unser Verhältniß zu den Außendingen und Ereignissen, man möchte sagen, unser perspectifisches Verhältniß zu ihnen, ein wunderbar wechselndes ist. Die ersten Tage nach einem großen Erlebnisse, nach einem großen Verluste dehnen sich für uns in unbegreiflicher Weise aus; die Wochen und Monate, welche diesen ersten Tagen folgen, verschwinden uns in eben so unbegreiflicher Weise.

Erst vierzehn Tage ist es her? hatten die Zurückgebliebenen nach des Vaters Tode sich gefragt. — Schon acht Monate ist es her, seit wir in Paris eingezogen? Schon vier Monate, seit der Vater todt ist und ich wieder zu Euch heimgekommen bin? rief Paul oft mit Verwunderung aus, als der Herbst mit seinen Regentagen angebrochen war und die ersten Schneestürme von dem Garten her um die Fenster des Zimmers sausten, in welchem sie die letzten Abendstunden bei einander zu sitzen pflegten.

Davide hatte sich Paul bald nach seiner Rückkehr anverlobt, aber auch dieses Erlebniß war ohne besondere Scenen, ohne besondere Aufregungen an den Dreien vorübergegangen. Seba hatte, seit Paul wieder in Europa lebte, immer den heimlichen Wunsch gehegt, diese beiden ihr theuren Menschen verbunden zu sehen, und ihre Herzen hatten sich denn auch in ruhiger Liebe in sicherstem Vertrauen zu einander gefunden. Selbst daß Davide noch Jüdin war, kam nicht störend in Betracht. Von der Abneigung, von dem angestammten oder vielmehr anerzogenen Widerwillen, welche die meisten anderen Völker gegen die Juden hegen, konnte bei Paul gar nicht die Rede sein, denn er war frei von dem Ballast angeerbter Vorurtheile. Wahre Güte und Liebe waren ihm in seiner Kindheit von Niemandem als von einer Judenfamilie zu Theil geworden. Ihr dankte er seine erste Erziehung, ihr jene Aufklärung seiner Gedanken, die bei jedem Menschen in der ersten Jugend vorgenommen werden muß, um nachhaltig wirksam zu sein. Das Haus dieser Judenfamilie hatte der Heimatlose durch sein ganzes Leben als den Hafen vor Augen gehabt, zu dem er wünschend und hoffend seine Blicke hingewendet hatte. Sein langer Aufenthalt in Amerika

war dann zu einer Schule der Duldsamkeit für jede Art von religiöser Ueberzeugung für ihn geworden, und er hatte um so weniger ein religiöses Bedenken irgend einer Art in seinem Innern zu bekämpfen, da er ohne jedes kirchliche Bekenntniß aufgewachsen war. Was er vor seiner Flucht aus Europa in der Schule von der biblischen Geschichte erlernt, was er damals von den Dogmen des Christenthums und von den Erzählungen der Evangelisten gewußt hatte, war für ihn nicht weniger mythisch, wenn auch weniger lebendig gewesen, als die Erinnerungen an die alte Götterwelt der Griechen und der Römer.

Da er zur Zeit, in welcher er aus Europa entfloh, über seine Jahre groß und kräftig gewesen war, hatte man ihn für älter gehalten, als er war, und Niemand hatte sich jemals die Mühe genommen, daran zu denken, ob er in irgend einer Religion unterrichtet worden sei und ob er ein kirchliches Glaubensbekenntniß abgelegt habe oder nicht. Mit der Neugier der Jugend war er, wenn man ihm in Amerika am Sonntage seine Stunden für den Kirchenbesuch frei gegeben hatte, bald in diese, bald in jene Kirche gegangen, hatte dem Gottesdienste der verschiedensten Kulte zugesehen, bis er, dieses Anschauens müde, den Kirchen-

besuch, zu dem er im Weißenbach'schen Hause ohnehin nicht angehalten worden war, und den er Seba niemals üben sehen, endlich ganz und gar aufgegeben hatte. Er war nicht confirmirt worden, er hatte nie das Abendmahl genossen, er hätte nicht zu sagen vermocht, welchem Bekenntnisse er angehöre, hätte sein Taufschein es nicht ausgewiesen, daß er in die christlich evangelische Kirchengemeinschaft aufgenommen sei; und mit Davide war es ziemlich derselbe Fall. Denn wie die religiösen Verhältnisse sich in unsern Zeiten ausgebildet haben, wählt der Mensch seine Religion nur in den seltensten Fällen frei und selbständig: er wird in ihr geboren und nimmt sie als Familien-Ueberlieferung in sein eigenes Leben mit hinüber.

Davide hatte mit dem Judenthume nicht mehr Zusammenhang, als ihr Verlobter mit dem Christenthume; aber ihre Begriffe von Recht und Unrecht, ihr Streben nach dem Guten, ihre Verehrung vor dem Großen und Erhabenen, ja, alle ihre moralischen Anschauungen und sittlichen Ueberzeugungen waren ihnen Beiden frühzeitig von derselben Hand und aus derselben lautern Quelle zugekommen, und das öftere und längere Zusammenleben in den Jahren, welche dem Kriege vorausgegangen waren, hatte dazu gedient,

den Einklang zwischen Seba und ihren beiden Pflegekindern, wie sie Paul und Davide zu nennen liebte, vollständig herauszubilden. Sie waren durch und mit einander unabläßig in ihrer Entwicklung vorgeschritten. Die weitreichenden socialen Ansichten, welche Paul erworben, hatten Seba vielfach aufgeklärt, ihre inneren Erfahrungen waren ihm, so weit ein Mensch dem anderen mit seinen Erfahrungen nützen kann, zu Gute gekommen, und zwischen ihnen Beiden war Davide in einer Atmosphäre der Wahrheit und der Verständigkeit so unangefochten aufgewachsen, daß sie die Möglichkeit besessen hatte, sich zu dem Gleichmaß und zu der ruhigen Seelenschönheit zu entfalten, welche Seba einst an der Baronin Angelika bewundert und für sich selbst in jenen Tagen so unnachahmlich gefunden hatte.

Weil Seba noch um ihren Vater trauerte, verzichtete das junge Paar darauf, seine Verlobung den Freunden bekannt zu machen, und man benutzte diese Zeit, Davidens Uebertritt zur christlichen Kirche, ohne welchen ihre Ehe mit Paul eine Unmöglichkeit gewesen sein würde, einzuleiten. Die Zeit war aufgeklärt, denn die Freiheitskriege, in denen Männer und Jünglinge aller Bekenntnisse einmüthig in Reihe und Glied gestanden hatten, um das Joch der Fremd-

herrschaft von dem Vaterlande abzuwerfen, hatte selbst den Beschränktten und Kurzsichtigen, wenigstens für den Augenblick, die Erkenntniß gegeben, daß man die gleiche Vaterlandsliebe hegen, die gleiche Ansicht über die Ziele der Menschen haben könne, ohne den Glauben an die kirchlichen Lehrsätze mit einander zu theilen, und es hatte also in der Stadt, in welcher ein Fichte seine Reden an das deutsche Volk und Schleiermacher seine moralphilosophischen Predigten gehalten hatte, keine Schwierigkeit, einen Geistlichen zu finden, der sich willig zeigte, der jungen, in den Grundsätzen einer reinen Moral und einer liebevollen Hingebung an das Ideale auferzogenen Jüdin die Aufnahme in die christliche Gemeinschaft zu bewilligen, wenngleich sie Manches, das die protestantisch-evangelische Kirche zum Glaubenssatz erhoben hat, nur als geschichtlichen Mythus anzusehen vermochte.

Weder Davide, noch einer der beiden ihr verbundenen Menschen hatten dabei Kämpfe in sich zu bestehen oder große äußere Hindernisse zu überwinden; denn wo die Grundanlage in der Natur eines Menschen gesund ist, wo die Verhältnisse, in denen er sich bewegt, auf Wahrheit gegründet sind, und wo sein Thun und Streben sich im richtigen Zusammenhange

mit der Zeit befinden, der er angehört, da vollziehen alle Wandlungen sich sehr einfach und unmerklich, da geschehen seine eigene Entwicklung und das Wachsen seiner äußeren Glücksumstände meist so allmählich und so still wie die Entfaltung eines Keimes zu seiner Blüthe und zu seiner Frucht. Nicht das täglich Werdende, nur das Gewordene stellt in solchen gesunden und natur- und zeitgemäßen Verhältnissen sich dem beobachtenden Blicke dar, und es hat immer seine Bedenklichkeiten, wenn das Leben eines Menschen oder einer Familie viel von sich sprechen macht oder die Aufmerksamkeit der Außenwelt durch ungewöhnliche Vorgänge auf sich zieht.

Es war nicht zum Verwundern, daß Seba sich in diesem Jahre so einsam hielt, nicht zum Verwundern, daß Paul früher als die Anderen alle aus dem Feldzuge heim kam und zu seinen Geschäften wiederkehrte. Man hatte immer erwartet, daß Davide Christin, daß sie die Gattin Tremann's werden würde. Daß dieser, an einen größeren, weiteren Handelsverkehr gewöhnt, die Geschäfte des Hauses ausdehnen und in neue Bahnen leiten würde, das hatte man mit derselben Sicherheit vorausgesehen. Wie schwer er aber arbeitete, mit welchen Sorgen er zu kämpfen hatte,

darüber sich zu äußern oder gar sich zu beklagen, das war nicht seine Sache. Man sah ihn immer gleichmäßig ruhig in selbstgewisser Zusammengefaßtheit, und das gemessene Vertrauen, das er in sich selber setzte, gab auch Anderen das Zutrauen zu ihm und seinen Unternehmungen, ohne welches diese letzteren eine Unmöglichkeit geworden wären.

Neuntes Capitel.

Paul Tremann war schon lange seinen Geschäften wiedergegeben und der Friede war längst geschlossen, als der Justitiarius des freiherrlich von Arten'schen Hauses noch immer vergebens die Rückkehr des jungen Freiherrn forderte, für den es unter den obwaltenden Umstäuden nicht schwer gewesen sein würde, sich einen Urlaub zu verschaffen oder, da er bei einem der Regimenter stand, die zur Sicherung des neu aufgerichteten Königsthrones der Bourbonen und zur Eintreibung der Kriegs-Kontribution in Frankreich zurückgelassen wurden, seine Versetzung zu einem der heimkehrenden Regimenter zu erlangen. Denn der Freiherr Franz von Arten war gestorben und Renatus dadurch in den Besitz der von Arten'schen Güter eingetreten.

Der Freiherr hatte den Ausbruch des Freiheits-

kampfes nicht lange überlebt. Schwer getroffen durch den Verrath der jungen, von ihm geliebten Frau, durch die Begegnung mit seinem Bastardsohne erschreckt und nachhaltiger, als er selbst es im ersten Augenblicke ahnen konnte, von derselben erschüttert, hatte sein alter Glaube an eine geheimnißvolle Vorherbestimmung ihn mit erneuerter Gewalt erfaßt. Er war überzeugt, daß Paul dazu ausersehen sei, als ein Rächer seiner Mutter auch für ihn, wie einst für die Baronin Angelika, ein Todesbote zu werden; und jene Schwermuth, welche den Freiherrn einst nach dem Selbstmorde seiner Geliebten befallen hatte, war jetzt in verstärktem Grade abermals über ihn Meister geworden.

Er war an dem Abende, an welchem seine Begegnung mit Paul Statt gefunden hatte, in heftiger Aufregung in das Schloß zurückgekehrt und, kaum in seinen Zimmern angelangt, auf das Lager gesunken. Sein Kammerdiener, den des Herrn kurzer Athem und sein starrer Blick erschreckten, hatte ihm Hülfe leisten, die Baronin, den Caplan herbeirufen wollen, aber der Freiherr hatte es ihm verwehrt. Nur eine kurze Zeit war er auf seinem Bette liegen geblieben, dann hatte er sich erhoben und war, wie er es in heftigen Gemüthsbewegungen stets zu thun gepflegt,

in seinen Zimmern auf und nieder gegangen. Er wies jede Erfrischung, die sein Diener ihm aufzunöthigen versuchte, schweigend von sich, und es war bereits über Mitternacht hinaus, als er sich plötzlich an seinen Schreibtisch niedersetzte und dem Diener befahl, neue Kerzen hinzustellen und sich dann zur Ruhe zu begeben.

Am Morgen fand der Diener die Kerzen tief herabgebrannt und den Freiherrn in seinen Kleidern auf dem Ruhebette in seinem Arbeitszimmer eingeschlafen. Das war, so lange der Diener ihn kannte, und er hatte schon vor der ersten Verheirathung des Freiherrn seine Stelle angetreten und viel mit seinem Herren durchgelebt, niemals geschehen. Was konnte vorgegangen sein, das den Herrn bewogen hatte, von seinen strengen, regelmäßigen Gewohnheiten abzuweichen?

Es war kein Fremder im Schlosse gewesen, kein Brief angekommen, der Freiherr hatte auch die Baronin nicht gesprochen. Der Diener ging in den Zimmern des Freiherrn suchend umher, es war nichts aufzufinden, was ihn auf irgend eine Spur hinweisen konnte; nur im Kamine lagen die noch unzerstäubten Ueberbleibsel verbrannter Papiere auf den erloschenen

Kohlen. Da der Diener sich niederbückte, sie aufzunehmen, zerfielen sie in Asche.

Als der Freiherr erwachte, ließ er sich ankleiden und sein Frühstück bringen; aber obschon es ein heller, schöner Tag war, ging er nicht aus. Stunden lang stand er am Fenster und sah in den Park hinunter; dann wieder saß er schreibend an seinem Arbeitstische, und ein paar Mal bemerkte der Diener, daß er das Geschriebene zerriß und die Stücke wieder in das Feuer warf. Bisweilen nahm er ein Buch zur Hand, aber er legte es stets nach wenigen Augenblicken wieder von sich. Er konnte seine Gedanken nicht von sich selber, nicht von der Erinnerung an Paul abziehen. Er meinte ihn immer noch vor sich zu sehen, den Doppelgänger, der ihm sein eigenes und doch so gewandeltes Bild vor Augen gestellt hatte, und weit davon entfernt, sich zu dem ihm so ähnlichen Sohne hingezogen zu fühlen, hegte er einen bitteren Groll ja, einen hassenden Widerwillen gegen ihn. Er konnte es nicht verschmerzen, daß er nicht mehr die männliche Schönheit und die Jugend besaß, deren jener sich erfreute, er meinte seines sinkenden Lebens, seiner geschwundenen Kraft sich erst jetzt bewußt zu werden, da sein Sohn ihm vorgehalten hatte, was er einst

gewesen war. Und in den bitteren Schmerz um seine eigene Vergänglichkeit mischte sich die düstere Sorge um das Fortbestehen seines Hauses, dem er Pauline hingeopfert hatte. Das Geschlecht derer von Arten-Richten stand, wenn er einst starb, und sein Tod war ihm, wie er sich überzeugt hielt, nahe, nur noch auf zwei Augen, nur noch auf Renatus, über dessen Leben jetzt in jeder Stunde die Todeswürfel fallen konnten.

Es war ein furchtbarer Kampf, den der Greis in diesen Tagen in sich durchzuringen hatte, denn er vermochte nicht darüber mit sich einig zu werden, ob er verpflichtet sei, dem Fortbestehen seines Geschlechtes Alles, selbst seine beleidigte Ehre und sein empörtes Gefühl zum Opfer zu bringen, oder ob er, sich selber genugthuend, die Aufrechterhaltung seines Namens dem Zufalle überlassen dürfe.

Er hatte Stunden, in denen er Vittoria und Valerio von sich stoßen, Renatus Alles enthüllen, ihn zurückberufen und ihn schnell zu einer Ehe überreden wollte, um sich durch ihn eine Nachkommenschaft zu sichern; andere Stunden, in welchen der Gedanke, Paul anzuerkennen, falls Renatus in dem Kriege umkommen oder ohne Kinder sterben sollte, ihm nahe

trat; aber wenn er eine dieser Absichten zu Papier gebracht hatte, flößte das Niedergeschriebene ihm beim Durchlesen ein Erschrecken ein, und weder zu dem einen noch zu dem anderen Schritte vermochte sein Stolz sich zu entschließen. Er konnte sich nicht überwinden, durch die Verstoßung Vittoria's und durch die gerichtliche und damit öffentliche Verläugnung ihres Sohnes der Welt das Eingeständniß des Irrthums zu machen, den er begangen, als er im letzten Mannesalter das junge Mädchen zu seiner Gattin erwählt hatte, und eben so wenig konnte sein Adelsstolz sich an die Vorstellung gewöhnen, daß Paul, der Sohn einer Hörigen, einst dazu berufen sein solle, den Namen derer von Arten fortzupflanzen, daß das Blut einer Magd, wie theuer sie dem Freiherrn auch gewesen war, in den Adern eines Mannes mit dem Namen derer von Arten fließen könne, die mit Recht auf die Reinheit ihres Geschlechtes und auf die Bedeutung aller ihrer geschlossenen Verbindungen von je her den höchsten Werth gelegt hatten. Paul's Anerkennung einzuleiten, so lange Renatus noch am Leben war, daran dachte der Freiherr natürlich nicht, aber wer konnte es ihm zusichern, daß er selbst noch leben und im Stande sein würde, Verfügungen zu treffen,

wenn in den nächsten Monaten einmal die Nachricht von Renatus' Tod nach Richten anlangte? Und wie war es in diesem letzteren Falle zu verhindern, daß das von Arten'sche Erbe an Valerio, an den Sohn der Ehebrecherin fiel? Wie war es zu machen, daß sein Blut, sein Name nicht untergingen? — Tage und Tage verstrichen, und seine Qualen minderten sich nicht.

Rastlos wie ein irrer Geist wandelte der Freiherr in seinen Gemächern umher; angstvoll den Ereignissen des Krieges folgend, immer bange vor der Möglichkeit, den Tod seines Sohnes und Erben zu erfahren, und doch ohne die eigentliche Vaterliebe für diesen Sohn, auf dessen Erhaltung seine theuersten Hoffnungen gerichtet waren, und ohne alle freudige Theilnahme an den Erfolgen und Siegen des Volkes, in dessen Mitte und für dessen Befreiung die beiden Erben seines Blutes ihr Leben in die Schanze schlugen.

Mit jedem Fortschritte, den die Waffen der Verbündeten erfochten, mit der aufjauchzenden Freude des Landes und des Volkes über die ersten Siege derselben wuchs die innere Vereinsamung des Greises. Er hatte nichts gemein mit den Gefühlen der Ver-

brüderung und der Erkenntniß der menschlichen Gleichheit, welche die Zeit der Noth in dem Volke begründet und die Gemeinsamkeit des Kampfes und der Gefahr in den Herzen der Edelsten wenigstens für diesen Augenblick festgestellt hatten. Er gehörte nicht zu denen, welche die Neuerungen gut hießen, die der König und seine Regierung vor dem Ausbruche des Krieges unternommen hatten und deren Ausdehnung und Entwicklung verheißen worden und nach erfolgtem Siege erwartet wurden. Wie auch die Würfel des Krieges fallen mochten, er sah kein Heil in der Zukunft, und doch hing er am Leben, doch wollte er mit seinem Willen bestimmend in die Zukunft hinüberreichen.

Es war schon im Beginne des Sommers und die Spuren des furchtbaren französischen Rückzuges aus Rußland fingen in den preußischen Ostprovinzen sich zu vermindern an, als man in Rothenfeld endlich daran denken konnte, die Kirche, welche durch viele Monate zum Hospitale gedient hatte, zu reinigen und dem Gottesdienste wiederzugeben. Aber als die letzten Kranken sie verlassen hatten, wurde man erst recht gewahr, wie schwer sie gelitten hatte und daß man einer für die gegenwärtigen Verhältnisse nicht unbe-

deutenden Summe bedürfen würde, sie nur einiger Maßen herzustellen. Es konnte nicht die Rede davon sein, die Silbergeräthschaften zu erneuern, welche von den ersten durchziehenden Franzosen mitgenommen worden war, oder den schönen Beichtstuhl und die kunstreich geschnitzte Kanzel herstellen zu lassen, welche die durchmarschirenden Hessen zerschlagen und zur Feuerung benutzt hatten. Nur die Tünchung der Wände, nur die Ausbesserung des Fußbodens wünschte der Caplan, denn es hatten, als die Armee nach Rußland gegangen war, durch viele Tage die Pferde in dem Gotteshause gestanden, so daß der Boden zerstampft und überall, wo man die Krippen angebracht hatte, die Löcher von den eingeschlagenen Eisen in den Wänden und an den Pfeilern sichtbar waren.

Der Caplan war lange nicht im Schlosse gewesen, aber es war ihm nicht verborgen geblieben, was dort geschehen. Die Bekenntnisse Vittoria's hatten ihm Alles enthüllt. Er hatte vergebens danach gestrebt, den Freiherrn persönlich zu sprechen, um ihm die Hülfe zu leisten, welche ihm bieten zu können er sich fähig glaubte. Der Freiherr hatte seine Besorgniß vor der Uebertragung des Lazarethfiebers zum Vorwande benutzt, den Besuch des Caplans abzulehnen,

und als dieser es bei Anlaß der Kirchen-Reparatur unternommen, sich dem alten Lebensgenossen schriftlich zu nähern, um ihm, der sich sonst gern mündlich und brieflich mitzutheilen und auszusprechen geliebt hatte, eine Befreiung auf solchem Wege darzubieten, hatte derselbe sich nur an den geschäftlichen Theil des Briefes gehalten und die Fragen um sein Befinden und Ergehen völlig ohne Erwiederung gelassen.

In schwerer Bekümmerniß um den Freund und um das Schicksal des Geschlechtes, an das er sein eigenes Schicksal geknüpft hatte, verließ der Caplan an einem heißen Sommerabende sein Haus. Er wollte sich überzeugen, wie weit die Arbeiter an dem Tage in der Kirche mit ihrem Werke vorgeschritten wären. Die Sonne war schon im Sinken, der Himmel hing voll Wolken, und ihre Schwere erhöhte für die Phantasie den Druck, den die Schwüle der Luft auf alles, was lebte und athmete, ausübte. Kein Vogel sang, kein Grashalm und kein Blatt bewegten sich.

Langsamen Schrittes war er über den Kirchhof gegangen, hatte in der noch offenstehenden Kirche die Arbeiten in Augenschein genommen und trat eben wieder ins Freie hinaus, um nachzusehen, wie die weißen Rosenstöcke gediehen, die er nach Säuberung

der Gruft aufs Neue mit eigenen Händen vor derselben angepflanzt hatte. Vorsorglich die Stämme untersuchend, nahm er von ihnen die Raupen und die Käfer ab, welche sich um die Stengel und zwischen den Blättern eingenistet hatten, und es war eine wehmüthige Freude, mit der er diese Rosen, die er aus Ablegern der hier zuerst gesetzten Stöcke in seinem Garten groß gezogen hatte, nun wieder vor der Grabstätte der ihm vorangegangenen geliebten Menschen Knospen tragen und erblühen sah.

Das ewige Werden! sagte er zu sich selbst und bückte sich, um nachzufühlen, ob das Erdreich nicht zu trocken sei. Da er sich aufrichtete und sich umsah, ob er nicht Jemanden herbeiwinken könne, der ihm Wasser holen gehe, stand der Freiherr vor ihm. Der Caplan war auf das äußerste betroffen. Der Freiherr hatte von Jugend auf den Gedanken an den Tod gescheut, den Besuch der Kirchhöfe gemieden und seit der Beisetzung der Baronin Angelika die Familiengruft nie mehr besucht.

Sie hier, gnädiger Herr? rief er, und seine Freude, den alten Lebensgenossen wiederzusehen, war eben so lebhaft, als sein Erschrecken über den außerordentlichen Verfall, den er an seinem Freunde wahr=

nahm. Was führt Sie hieher, mein theurer Freund? rief er noch einmal; und obenein in dieser heißen Schwüle, die Ihrem Befinden gewiß nicht heilsam ist?

Der Freiherr lächelte; aber es war nicht mehr der frühere gewinnende Ausdruck in diesem Lächeln. Seine Abspannung und seine Gebrochenheit sprachen aus jedem Zuge und aus jeder seiner Mienen.

Eben die heiße Schwüle, entgegnete der Freiherr, und eben mein Befinden, das viel zu wünschen übrig läßt. Ich schlafe schlecht, fühle mich niedergeschlagen, und das heutige Wetter lastet wie Blei auf mir. So wollte ich versuchen, mir mit einem weiteren Gange, als ich ihn in den letzten Monaten unternommen habe, über die Abspannung fortzuhelfen und mir Schlaf zu schaffen für die Nacht. Unterwegs kam mir der Gedanke, meine Schritte hieher zu lenken und Sie aufzusuchen. Wir haben uns lange nicht gesehen.

Sehr lange nicht, entgegnete der Geistliche, und seine Sorge um den Freiherrn wuchs, da er den gebrochenen Ton seiner Stimme vernahm.

Sie haben viel durchgemacht, viel durchgemacht! nahm der Freiherr wieder das Wort und hielt unentschlossen, ob er weiter sprechen solle, inne, bis er mit einem Ausdrucke tiefer Schwermuth hinzufügte:

Aber auch an mir, wenngleich ich Ihre Gefahren und Arbeiten nicht theilte, sind diese Zeiten nicht spurlos vorübergegangen. Er seufzte dabei und schritt, sich abwendend, dem Familienbegräbniß zu. Die Thüre der Gruft war geöffnet; als er hineingehen wollte, hielt der Caplan ihn davon zurück.

Es ist kalt in der Gruft, warnte er, Sie sind vom Gehen warm, und es ist alles in dem Gewölbe, wie es vorher gewesen ist.

Die Särge sind also wenigstens nicht angetastet worden? fragte der Freiherr.

Ganz und gar nicht; nur die Vorhalle war stark mitgenommen. Die Ruhe unserer Todten wurde nicht gestört.

Der Freiherr antwortete nicht. Der Gruft gegenüber lag ein starker, gefällter Baumstamm an der Erde, der hier auf dem Kirchhofe zu neuen Latten für die Umzäunung zerschnitten werden sollte. Auf diesen Baumstamm ließ der Freiherr sich nieder, und den Stock in seinen Händen, das Haupt auf die Hände gesenkt, blickte er lange schweigend nach der Gruft.

Niemand hatte es erlebt, daß er sich in solcher Weise auf offener Straße seinem Empfinden überließ,

und viel erfahren, wie der Geistliche es war, konnte er sich doch des tiefsten Mitleidens mit dem Freiherrn nicht erwehren. Er trat an ihn heran und forderte ihn auf, sich zu erheben und den Schatten aufzusuchen, da die Wolken sich zertheilten und die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen in voller Kraft über das Erdreich ausbreitete.

Aber der Freiherr verweigerte es. Lassen Sie mich hier verweilen, sagte er. Die Sonne ist mir erfreulich, und es thut mir wohl, zu denken, daß selbst solche Kriege, wie sie über uns hinweggegangen sind, die Ruhe der Todten nicht gestört haben. So weiß man doch, wo man Ruhe für sich zu erhoffen hat — und es will mich oft bedünken, als würde ich sie bald hier suchen kommen. Denn wenn die Todtgeglaubten wiederkehren, müssen die Lebenden von dannen gehen, fügte er hinzu.

Sie haben Paul gesehen! rief der Caplan.

Der Freiherr neigte schweigend das Haupt. Was wissen Sie von ihm? fragte er darauf.

Der Caplan sagte, daß er durch Renatus die erste Kunde von dem so lange verschollen Gewesenen erhalten habe. Da Paul aber seinen Namen gewechselt und sich geflissentlich von dem freiherrlichen Hause

fern gehalten habe, so habe auch er es für angemessen gehalten, des Wiedergekehrten gegen den Freiherrn nicht besonders zu erwähnen. Jetzt sei in den Dörfern durch den Bauer, der Paul zu dem Grabe seiner Mutter hingeleitet habe, die Kunde von seinem Leben und von seiner Heimkunft als ein Gerücht verbreitet, und er habe demselben nicht widersprochen, da ohnehin die Familie Steinert, in welcher Paul durch mehrere Wochen gewohnt habe, in das Geheimniß seines Namenswechsels eingeweiht und mit ihm und seinen Verhältnissen bekannt sei, weil Adam Steinert mit dem Hause Flies, dem Tremann angehöre, in beständiger Geschäftsverbindung stehe.

Der Freiherr hörte dem Berichte ohne eine unterbrechende Frage zu. Dann sprach er, als ob er mit sich selber rede: Wie das emporsteigt, wie sich das zusammenfindet: die Flies', die Steinert's und nun Paul! Wie die Flut eines Meeres erhebt er sich um uns, dieser Stand der Bürger, und man hat die Dämme freventlich zerstört, die uns vor seinem Andrange sicher stellten! Er schüttelte das Haupt und versank in seine Gedanken. Nach einer Weile richtete er sich auf und sagte: Ich sehe trübe, sehr trübe in die Zukunft unseres Vaterlandes, mein alter Freund,

und ich werde mich nicht beklagen, wenn ich nicht mehr Zeuge der Entwicklung sein sollte, welche dieser Volkskrieg gegen Frankreich vorbereitet! Ich habe ohnehin nichts mehr, was mich freut, nichts mehr, worauf ich zuversichtlich hoffe! Ich bin müde, wie Einer, der die eigene Zeit zu Grabe trägt; und oftmals möchte ich mich fragen: wofür habe ich gelebt? — Wer kann es sagen, ob diese weißen Rosen, die Sie hier mit stillem Sinne pflanzten, mit stiller Liebe pflegen, Ihnen nicht mehr Befriedigung gewähren und länger dauern, als alles, was ich zu meines Hauses Ehre plante, hoffte und erschuf!

Die Lippen bebten ihm, seine Stimme zitterte leise, als er, diese Worte sprechend, von dem Baumstamme aufstand.

Der Caplan war nicht weniger niedergeschlagen, als sein Freund. Der Trost, mit welchem sein gläubiger Sinn und sein gottvertrauendes Herz sich aufrecht hielten, war für den Freiherrn nicht vorhanden, denn er war keine religiöse Natur und sein Verhältniß zu der Kirche und zu ihren Lehren war immer nur ein äußerliches gewesen. Nur in Stunden höchster Rathlosigkeit hatte er sich ihr und seinem Beichtiger und Freunde in die Arme geworfen, und sein

Zustand war in diesem Augenblicke von der Art, daß der Caplan vor allen Dingen daran denken mußte, ihm körperlich Hülfe zu leisten. Denn als der Freiherr sich erhoben hatte, schien ein Schwindel ihn zu befallen. Er schloß die Augen, griff mit der Hand tastend nach des Freundes Arm und sagte, während dieser ihn umschlang, um ihn zu unterstützen: Rufen Sie Jemanden herbei, ich befinde mich sehr übel!

Aber der Ruf des erschrockenen Greises verhallte ungehört. Die Feierstunde war angebrochen, die Handwerker hatten ihre Arbeit bereits verlassen, die Leute waren schon vom Felde nach ihren Wohnungen zurückgekehrt. Der Caplan und der Freiherr waren auf dem Kirchhofe ganz allein, und unfähig, den Zusammenbrechenden mit seinen Armen aufrecht zu erhalten, ließ der Caplan ihn langsam zur Erde niedergleiten, daß er mit dem Rücken gegen das Standbild lehnte, welches einst Anlaß zu dem Tode der Kammerjungfer gegeben hatte.

Mein Freund, mein theurer Freund! rief der Caplan, indem er die Hände des mühsam Athmenden erfaßte und ihm die Halsbinde zu lösen versuchte. Aber der Freiherr antwortete dem Rufe nicht mehr. Sein Auge hob sich schwer und suchend zu der Kirche

empor, als wolle er sich noch mit dem letzten Blicke an dem Denkmale halten, das er sich und seinem Geschlechte aufgerichtet hatte, dann streifte es an dem Antlitze des alten Freundes hin und senkte sich, um sich nicht wieder zu erheben.

So schnell seine wankenden Füße ihn trugen, eilte der Caplan nach seinem Hause, Beistand herbeizuholen; aber alle Mittel, die man anzuwenden wußte, erwiesen sich als unfruchtbar. Der Freiherr Franz von Arten-Richten hatte zu leben aufgehört.

Einsam, auf grünem Rasen, unter freiem Himmel war das stolze, müde Herz gebrochen, während das Kreuz auf dem Kirchthurme im Golde des Sonnenunterganges flammte und über der Margarethen-Höhe leicht und fröhlich die hellen, rosigen Sommerwölkchen, im Lichte schimmernd, vorüberzogen.

Auf die Nachricht von dem Unglücksfalle strömten aus allen Häusern die Leute herbei.

Es hat ihn hieher gezogen! sagte eine der Frauen. Es hat ihm schon lange keine Ruhe mehr gelassen! meinte eine andere. Niemand klagte um ihn. Schrecken und Neugier, das waren die Empfindungen, mit denen sie die Leiche des Gutsherrn umstanden. Er war ihnen lange fremd geworden, sie hatten nicht mehr

die Liebe zu ihm, wie ihre Eltern und Großeltern sie für die Herrschaft einst gefühlt hatten. Kein Auge weinte über ihn.

Nur von den greisen Wimpern des Caplans tropften die Thränen nieder, als er das Zeichen des Kreuzes über dem Entseelten machte. Einst war er des Jünglings Führer auf dem Lebenswege gewesen, nun hatte er ihn auf seinem letzten Gange zu geleiten, und rückblickend auf das geendete Dasein seines Freundes, wie in sein eigenes Herz, betete er: Herr, gehe nicht ins Gericht mit uns und vergib uns unsere Schuld!

Der Justitiarius fuhr eilig in das Schloß, dort die Todesbotschaft zu verkünden. Es dunkelte schon, als man die Leiche des Freiherrn auf einer Bahre nach Richten trug, und leise verhallend riefen die letzten Klänge des Ave Maria auch dem Gestorbenen ihr: „Ruhe in Frieden!“ nach.

Zehntes Capitel.

Die Bestattung des Freiherrn fand in aller Stille und nur im Beisein der Edelleute Statt, welche sich von den benachbarten Gütern zu derselben eingestellt hatten. Da man in der Mitte des Sommers war, hatte man die Beerdigung nicht hinausschieben dürfen, bis man die nächsten Verwandten des Hauses herbeirufen können, und ihre Zahl war auch nicht eben groß.

Es lebte außer Renatus und dem kleinen Valerio jetzt Niemand mehr, der den Namen von Arten-Richten trug. Die beiden alten Vettern, welche einst der Grundsteinlegung zur Kirche und der Geburt von Renatus beigewohnt hatten, waren lange todt. Auch der Schwiegervater des Freiherrn, der Graf von Berka, war gestorben. Der jetzige Majoratsherr des gräflichen Hauses stand noch bei dem Regimente, in das er für die Befreiungskriege eingetreten war, und Graf Ger=

hard, mit dem der verstorbene Freiherr, wie die Berka'sche Familie selbst, in einem wenig vertrauten Verkehre gelebt hatte, befand sich immer noch in des Landes Hauptstadt, von wo man ihn der Entfernung wegen nicht zur Leichenfeier hatte einladen können.

Niemals war das Schloß dem Caplan größer und würdiger, niemals so einsam erschienen, als an dem Mittage, an welchem er, von der Beerdigung seines Herrn und Freundes kommend, es vor sich auf der Terrasse liegen sah. Er konnte sich deutlich des Tages erinnern, an dem er vor vollen fünfzig Jahren in Richten eingetroffen war. Damals hatte der Freiherr neunzehn Jahre gezählt. In ihrer ganzen Schönheit hatte seine Schwester an des herrlichen Jünglings Seite gestanden, und vor ihnen allen hatte das Leben wie eine lachende Ebene sich in unendlicher Ferne ausgebreitet und ihnen Raum zu bieten geschienen für die kühnsten Hoffnungen, für den stolzesten Ehrgeiz. Nun waren sie alle dahin, die Eltern des Freiherrn und Fräulein Esther, die den jungen Geistlichen damals so vornehm freundlich willkommen geheißen hatte, der Freiherr und seine Schwester Amanda und die schöne Baronin Angelika. Sie alle hatte der Caplan zu Grabe geleitet, er war der einzig Uebrige von dem

ganzen damaligen Geschlechte, und was hatte sich verwirklicht und erhalten von dem schönen und zuversichtlichen Erwarten und Wollen jener Jugendzeit?

Es stand noch da, das Schloß, aber die Selbstherrlichkeit seiner Bewohner war nicht mehr die alte. Die Zeit hatte sich gewandelt. Die Anerkennung der Menschenrechte, welche der Leibeigenschaft nothwendig früher oder später überall ein Ende machen mußte, hatte ihre Wirkung gegen die Vorrechte des Adels lange schon geübt. Er hatte manche derselben eingebüßt, er war in seinem Besitze angegriffen, seiner Reichsunmittelbarkeit, wo eine solche vorhanden gewesen war, fast überall beraubt, und wie er einerseits hauptsächlich noch durch den Glauben an sich selbst bestand, so mußte er sich stärker als zuvor an den Thron zu lehnen suchen, zu dessen vermeintlicher Stütze er sich machte, um sich mit jenem gemeinsam zu erhalten. Er mußte der Diener der Monarchen werden, weil er aufgehört hatte, der Herr seiner eigenen Leute und Unterthanen zu sein. Die Zeit seiner Freiheit, seiner Herrschaft war vorüber — und es verhielt sich nicht viel anders mit der Kirche.

In seine ernsten Betrachtungen vertieft, betrat der Geistliche die Eingangshalle des Schlosses und

schritt nach dem Ahnensaale, in welchem die Leiche des Freiherrn, der alten Familiensitte gemäß, aufgestellt gewesen war. Die Bilder sahen unter ihren Verzierungen von schwarzem Flor, die man in Trauerzeiten darüber anzubringen gewohnt war, schwermüthig auf den leeren Katafalk hernieder. Alle Thüren nach der Terrasse waren geöffnet, die Gärtnerburschen trugen die Pflanzen hinaus, welche man bei der feierlichen Ausschmückung des Saales verwendet hatte. Jeder war mit seiner Arbeit beschäftigt, man räumte emsig die Erinnerung an ein Menschendasein fort, das noch vor Kurzem, das so lange Jahre hindurch als bewegender Mittelpunkt alles Lebens in diesen Räumen gewaltet hatte! — Mit einem Seufzer wollte der Caplan das Gemach verlassen, als er in einer Ecke desselben Valerio gewahrte.

Die Schönheit des Knaben fiel ihm selbst in diesem Augenblicke wieder überraschend auf. Er saß in einem der alten Prachtsessel von vergoldetem Leder, hatte beide Füße auf den Stuhl gezogen, ein kleines Brett, das dem Sarge irgendwie zur Unterlage gedient haben mochte, gegen die Kniee gestützt und zeichnete, wie es seine Art war, ein Liedchen summend, mit einem Bleistifte auf das Holz.

Was machst Du hier? fragte ihn der Geistliche, indem er näher an ihn herantrat.

Valerio hob den Kopf empor. Er hatte die Augen seiner Mutter, aber nicht ihren ernsten Blick. Eine Fülle von Lebenslust war über sein ganzes Antlitz ausgegossen; seine vollen Lippen, seine offene Stirn waren der Sitz einer fortwährenden Heiterkeit. Die schwarzen Kleider, die man ihm angelegt hatte, bildeten für ihn nur einen Hintergrund, auf dem seine blühenden Farben sich noch glänzender hervorhoben.

Was machst Du hier? fragte der Caplan ihn noch einmal, da Valerio ihn anschaute, ohne ihm zu antworten.

Sie sehen's ja, Hochwürden, ich zeichne mir die Ahnen ab!

Und das mußt Du gerade heute thun? warf der Caplan, der sich bei dem Anblicke dieses fröhlichen Knaben einer schmerzlichen Empfindung nicht entziehen konnte, ihm tadelnd ein.

Freilich, der Saal ist ja sonst stets zugeschlossen! antwortete der Knabe gleichmüthig, während er seinen Bleistift wieder in Bewegung setzte.

Er war schon gestern und vorgestern, als der gnädige Herr noch hier standen, gar nicht aus dem

Saale fortzubringen, sagte der inzwischen herbeigekommene Diener. Der Junker ist kein Kind, wie andere Kinder. Nicht Eine Thräne hat er um den seligen gnädigen Herrn geweint. Wenn der Junker nur singen und zeichnen kann, so kümmert ihn nichts weiter.

Valerio hatte das alles mit angehört, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen. Mit Einem Male sah er den Caplan mit seinen großen Augen zutraulich an und sagte: Hochwürden, wenn ich groß bin, werde ich den Vater malen, damit er auch ein Ahne wird! Ich übe mich schon ein! Sehen Sie, so werde ich ihn malen!

Er hielt dem Caplan die kleine Tafel hin; das Bild des ersten Freiherrn war auf derselben von dem Knaben ähnlich genug abgezeichnet worden und, die Tafel umwendend, erblickte der Greis eine unverkennbare Darstellung des Katafalks mit den ihn umgebenden Leuchtern, Blumen und sonstigen Verzierungen.

Valerio hing aufmerksam an dem Gesichte des Beschauers. Ist's so richtig? fragte er gespannt. Der Caplan nannte es gut genug, und Valerio sagte: Ich hätte auch die Mutter gern gezeichnet, wie sie da stand und am Sarge weinte! Es sah schön bei den Lichtern

aus! Aber sie blieb nicht stehen, und wie sie fortgegangen war, brachte ich es nicht heraus!

Da hören Sie es, Hochwürden! rief der Diener, den Junker, den rührt nichts! Er hat nur seine Spielerei im Sinne! Da war der Freiherr Renatus doch ein anderes Kind!

Lassen Sie den Knaben gehen, bedeutete der Geistliche den treuen Diener; Gott hat die Menschen nicht alle gleich gemacht, und wer will es sagen, was er mit diesem Kinde und mit dessen Zukunft vorhat. Lassen Sie ihn zeichnen und stören Sie ihn nicht, so lange er kein Unrecht thut. Es verlangt ja jede Kraft nach ihrer Uebung, und eine Kraft wohnt diesem Kinde inne. — Komm, mein Sohn, sprach er, indem er ihn bei der Hand nahm und mit sich fortführte — komm, mein Sohn, und die flüchtige Abneigung, die er gegen Valerio empfunden hatte, wich der Liebe, mit welcher der fromme Greis jetzt den längst geahnten göttlichen Funken einer künstlerischen Begabung in dem Kinde unverkennbar wahrnahm. Komm, mein Sohn, wiederholte er, Du sollst andere Bilder nachzumalen haben, komm. Dann zu sich selbst und in sich hineinsprechend, sagte er: Wie wenig auch aufgegangen ist von den Saaten, die ich streute, ich will des Säens und des

Jätens doch nicht müde werden, damit ich vor ihm bestehen kann, der mir so lange Zeit zur Arbeit gönnt. Komm, mein liebes Kind!

Valerio verstand weder die Rührung des Geistlichen, noch den Sinn seiner Worte, aber ihr freundlicher Ton that ihm wohl, und sich an ihn schmiegend, folgte er dem Caplan willig, der ihn aus dem Ahnensaale in das Freie hinaus geleitete, während er selber sich nach dem Arbeitszimmer des Freiherrn verfügte, in welchem er zur Eröffnung des freiherrlichen Testaments erwartet wurde.

Der Freiherr hatte nämlich bald nach seiner Verheirathung mit Vittoria durch seinen Justitiarius seinen letzten Willen aufsetzen lassen und das Dokument in dessen Hände niedergelegt. Indeß einige Monate vor seinem Tode hatte er es zurückgefordert, es im Beisein des Justitiarius vernichtet und demselben ein neues, ganz von des Freiherrn eigener Hand geschriebenes Testament zur Aufbewahrung in dem Archive übergeben. Die Aufschrift bestimmte, daß es noch an seinem Begräbnißtage in Gegenwart der Freifrau Vittoria von dem Hauscaplan und dem Justitiarius eröffnet werden und, falls der Freiherr Renatus von Arten-Richten nicht im Schlosse anwesend sei, dem-

selben eine Abschrift des Testamentes sofort zugesendet werden sollte.

Der Justitiarius war schon vor dem Caplan im Schlosse eingetroffen. Als der Letztere in das Arbeitszimmer des verstorbenen Freiherrn trat, fand er jenen bereits dort warten, und auf eine Benachrichtigung gesellte die verwittwete Freifrau sich zu ihnen.

Es war mit Vittoria in den letzten Wochen eine große Veränderung vorgegangen, eine Veränderung, welche heute selbst den beiden Männern auffiel, die sie doch eben jetzt zum Oefteren gesehen hatten. Sie erschien ihnen älter, aber noch schöner, als sonst. Die langen, schleppenden Trauerkleider machten sie größer aussehen, ihre Züge, welche bisher meist einen weichen, spielenden Ausdruck zur Schau getragen hatten, zeigten sich stolz zusammengefaßt; man meinte ihr anzumerken, daß sie auf einen Urtheilsspruch gefaßt sei, dem sie Stand zu halten denke.

Als ob sie sich vor einer großen Versammlung darzustellen habe, so gemessen trat sie in das Zimmer, ließ sich ohne ein Wort zu sprechen auf dem Sopha nieder und forderte den Justitiarius nur mit einer Bewegung des Hauptes und der Hand zur Entsiegelung des Testamentes auf. Der Freiherr hatte dasselbe in

Form eines Briefes an seinen Sohn Renatus gerichtet. Mit einer Umsicht, welche er, wie er sich ausdrückte, leider zu spät gewonnen habe, setzte er dem Sohne die Vermögensverhältnisse auseinander und ermahnte ihn, alle seine Kraft zu ihrer Hebung aufzuwenden und, wie der Freiherr es gethan, seine Ehre in der Aufrechterhaltung ihres alten Namens und Ansehens zu suchen. Von Valerio, von Vittoria war in dem ganzen Testamente bis zu dem letzten Abschnitte keine Rede, und in diesem hieß es: „Wenn die Baronin Vittoria von Arten mich überlebt, so sollen ihr die Zinsen von dem ihr gebührenden Pflichtantheile an meinem Vermögen durch Dich, meinen Sohn, den Freiherrn Renatus von Arten-Richten, in regelmäßigen Zahlungen zugewendet werden. Es soll ihr auch, falls es mit Deinen Wünschen und Absichten in Uebereinstimmung ist, der dauernde Aufenthalt in unserem Schlosse zu Richten nicht versagt werden, wenn sie es nicht ihrer Lage angemessener findet, in das Kloster zurückzukehren, in dem sie ihre erste Jugendzeit verlebte, um dort in Sammlung und in Einsamkeit für ihr Seelenheil zu sorgen. In jedem Falle aber wirst Du, mein Sohn, über die Erziehung ihres Sohnes Valerio zu wachen haben, damit er dem Namen, den

er führt, damit er unserem Namen keine Schande mache. Doch verpflichte ich Dich zu keiner Sorge für ihn, welche über die Zeit seiner Großjährigkeit hinausgeht, und vielleicht würde es auch für ihn das Entsprechendste sein, ihm in einem der oberitalienischen Klöster, in welchen die Giustiniani'sche Familie noch von Einfluß ist, seine Bildung geben zu lassen, um ihm, dem Vermögenslosen, die Neigung für eine Laufbahn in dem Dienste der Kirche einzuflößen. — Wenn, was ich jedoch nicht erwarte, die Baronin Vittoria sich mit diesen meinen Anordnungen nicht einverstanden erklären und etwa für sich oder für ihren Sohn mehr beanspruchen sollte, als mein Wille ihnen zuerkennt, so ermächtige ich Dich, die Papiere, welche diesem Testamente beigefügt sind, zu eröffnen und von denselben gegen die Verlangnisse der Baronin den gebotenen Gebrauch zu machen. Im andern Falle sollen die Papiere uneröffnet und in ihrem Beisein sofort vernichtet werden." Das Testament schloß danach mit einem Segenswunsche für den Sohn und für das Fortbestehen des Geschlechtes.

Die Baronin hatte während der Verlesung des Schriftstückes keine Miene verändert; aber sie war sehr blaß geworden, und es vergingen ein paar Mi-

nuten, ehe sie sich zum Sprechen sammeln konnte. Dann schien sie ihren Entschluß gefaßt zu haben, denn sie sagte mit Ruhe und Sicherheit: Melden Sie dem Freiherrn Renatus, meinem Stiefsohne, daß ich mich den Anordnungen meines Gatten, seines Vaters, unterwerfe. Das ist alles, dünkt mich, was ich heute zu erklären nöthig habe. Was weiter zwischen ihm und mir über meine und Valerio's Zukunft festzusetzen ist, mag unentschieden bleiben, bis ich es mit meinem Stiefsohne selbst berathen kann.

Sie verneigte sich darauf vor dem Justitiarius und vor dem Caplan wie vor ihr völlig fremden Männern und verließ das Gemach in derselben feierlichen Weise, in welcher sie es betreten hatte.

Der Justitiarius und der Caplan blieben, weil ihre Geschäfte es erheischten, an dem Tage ganz im Schlosse; aber Vittoria kam nicht wieder zum Vorscheine. Erst spät am Abende ließ sie den Geistlichen zu sich entbieten.

Er fand sie auf ihrem Ruhebette; sie erhob sich jedoch bei seinem Eintritte, nöthigte ihn, Platz zu nehmen, und sagte: Es drängt mich, mit Ihnen zu sprechen, Hochwürden, aber ich benachrichtige Sie im voraus, daß ich von Ihnen keine Vermittlung zu

meinen oder meines Sohnes Gunsten zu begehren denke. Ich habe meine weltlichen Angelegenheiten nur mit meinem Stiefsohne zu ordnen, sie bezeichnete, was sie sonst stets vermieden hatte, Renatus heute immer nur mit diesem Namen, und da ich die Bestimmungen des Freiherrn angenommen habe, ist eigentlich Alles gethan, denn meine Zusage ist mir heilig.

Der Caplan, welcher nicht voraussehen konnte, was diese befremdliche Einleitung bedeuten sollte, hielt sich an ihre letzten Worte, und ihr ernsthaft in das Auge blickend, sprach er: Wollte der Himmel, daß Sie damit die Wahrheit redeten, wollte der Himmel, Sie hätten Ihre Zusage stets so heilig gehalten, als es Ihre Pflicht gewesen wäre, so hätte es des Freiherrn....

Sie ließ ihn nicht zu Ende sprechen. Ich weiß, was Sie sagen wollen, rief sie lebhaft, und eben deshalb habe ich Sie gebeten, mich noch heute zu besuchen. Sie hielt einen kleinen Augenblick inne, dann hob sie wieder an: Ich habe die Demüthigung, die Buße, welche der Freiherr mir aufzulegen für gut befunden hat, gelassen hingenommen. Es war eine sehr bittere Stunde! Indeß ich hatte, wie ich den

Freiherrn kannte, irgend etwas der Art erwarten müssen und mich darauf vorbereitet. Er hat mich schwer dafür bestraft, daß ich mit achtzehn Jahren, daß ich, aus dem Kloster kommend, nicht mehr Einsicht in meine eigene Natur, nicht mehr Lebenserfahrung besessen habe, als der welt- und herzenskundige Mann, der mich in sein herbstliches Leben wie ein Spielzeug aufnahm.

Sie sprach das so lebhaft, daß ihre Wangen sich rötheten und die Fülle ihrer schwarzen Locken ihr weit über die Stirn und die Wangen herabfiel. Mit schneller Handbewegung warf sie das Haar zurück und mit stolzem Tone sprach sie: Sie haben mir oftmals meine Sünde vorgehalten; aber haben Sie es auch dem Freiherrn eben so oft vorgehalten, Hochwürden, daß er ein Unrecht, ein schweres Unrecht an mir begangen hat, als er meine blinde Urtheilslosigkeit und mein noch völlig schlafendes Herz benutzte, um mich zu der Seinigen zu machen? Nicht eine Stunde, aber nicht eine Stunde bin ich glücklich gewesen in diesem Lande, in diesem Hause, bis zu dem Tage, an dem ich — wie Sie es nennen und wie das Gesetz es nennt, zur Sünderin geworden bin.

Frau Baronin, sagte der Caplan, es ist meines

Amtes in der Beichte, Ihre Geständnisse ganz so anzuhören, wie Ihr Herz Sie zwingt, sie vor mir niederzulegen, und ich habe mich Ihrem Vertrauen, so schmerzlich es mir gewesen ist, nicht entzogen. Ich habe ihm nach meinem besten Wissen, nach meiner heiligsten Ueberzeugung zu begegnen und Sie immer wieder auf den Pfad der Pflichterfüllung hinzuweisen gesucht. Zum Vertrauten Ihrer verbrecherischen Phantasieen fühle ich mich nicht berufen.

Er erhob sich bei den Worten und wollte sie verlassen. Indeß sein strenger Blick, seine abweisende Bewegung schreckten sie nicht zurück.

Nun denn, rief sie, ich stehe an einem Scheidewege meines Lebens; ich habe zu brechen mit einer langen Vergangenheit voll schmerzlicher Verstellung, voll martervoller Lüge; so hören Sie denn als Beichtiger meine Beichte, da Sie mir nicht als Berather zur Seite stehen wollen. Hören Sie meine Beichte, Herr Caplan!

Sie stand auf, trat an einen Seitentisch heran, trank, sich zu beruhigen, schnell ein Glas Wasser aus, und vor dem Geistlichen niederknieend, der sich in stillem Gebete zu sammeln getrachtet hatte, wollte sie selber ein Gebet beginnen; aber nur ihre Hände

fanden sich in die altvertraute Form, ihr Sinn wollte sich nicht beugen, und sich eben so schnell emporrichtend, als sie sich niedergeworfen hatte, rief sie: Das ist's, das ist's, was ich Ihnen zu sagen habe und was früher oder später doch einmal ausgesprochen werden muß: ich glaube nicht mehr, ich glaube nichts, nichts, gar nichts mehr! Die Welt, der Himmel, Alles ist mir entgöttert, nur Eines ist mir heilig, Eines — und das ist dahin!

In Thränen aufgelöst, wie in einem Krampfe weinend, warf sie sich auf das Lager nieder; der Caplan stand sprachlos vor ihr. Er mußte dem wilden Anfalle Zeit lassen, vorüberzugehen; aber es waren wundersame Gedanken, die ihn bewegten, und noch vermochte er nicht völlig auf den Grund des Herzens zu sehen, das sich ihm in so gewaltsamer Weise enthüllen zu müssen meinte. Was hatte er in diesem Hause alles erleben sehen und mit erlebt! Die Sünde ihres Gatten tragen und büßen zu helfen, hatte das liebende Herz der im protestantischen Bekenntnisse und in voller religiöser Freiheit aufgewachsenen Baronin Angelika sich der katholischen Kirche und ihrer Gnade in die Arme geworfen. Ihr zartes Gewissen hatte sich eine flüchtig aufwallende Empfindung zum Ver-

brechen gestempelt, und weil sie sich selber zu vergeben nicht den Muth gefühlt, hatte sie sich mit aller Inbrunst ihrer Seele zu der höheren Macht gewendet, von der sie Vergebung ihrer Sünden erflehen und erwarten konnte.

Und jetzt stand Vittoria vor ihm: Trotz bietend allen Ueberlieferungen ihres Vaterlandes, dem Glauben, in dem sie geboren und erzogen war, der klösterlichen Zucht, in der sie so lange gelebt hatte, ja, allen Grundsätzen der Kirche und des Staates, und nichts anerkennend, als das blinde Müssen ihres von Leidenschaft hinweggerissenen Herzens.

Er konnte sie in diesem Zustande nicht sich selber überlassen, er durfte sie in diesem Herzenswahnsinne nicht Beichte hören. Er mußte sich zu ihrem Arzte machen, ehe er wieder ihr Seelsorger zu sein vermochte; aber es kam dem Greise schwer an, denn seine Kraft war sehr erschöpft und seine Seele zum Tode traurig. Ohne eine Sylbe zu sprechen, ihre Hand fest in der seinigen haltend, saß er an ihrer Seite. Sein Blick folgte dem unruhigen Zucken ihrer Mienen, sein Auge suchte das ihrige zu erfassen, um es festzuhalten; indeß es verging eine lange Zeit, ehe die Aufgeregte sich zu besänftigen begann, ehe er daran

denken konnte, ihr mit seinem Zuspruche zu nahen, und erst mit der völligen Erschöpfung ihrer Kräfte kam endlich so viel Ruhe über sie, daß er sie der Pflege ihrer Dienerin anvertrauen konnte.

Morgen, morgen! sprach er, als Vittoria versuchen wollte, ihm die Erklärung ihres Zustandes zu geben; aber als er sie mit Hülfe ihrer Kammerfrau nach dem Schlafzimmer geleitete, mußte er ihr die Zusage geben, sie nicht zu verlassen, sondern die Nacht im Schlosse, in der Nähe ihrer Zimmer zuzubringen.

Elftes Capitel.

Vittoria hatte die kräftige Gesundheit des Volkes, dem sie angehörte. Der Gram vermochte sie nicht zu zerstören, nur die eigene Leidenschaft drohte ihr Gefahr und konnte sie überwältigen. Sie erwachte erst spät, aber sie war völlig von ihrem Anfalle hergestellt, und als der Caplan gegen den Mittag zu ihr kam, fand er sie hellen Aussehens und auch hellen Geistes.

Verzeihen Sie mir, Hochwürden, begann sie, daß ich Sie gestern erschreckte; man ist bisweilen nicht Meister über sich. Was ich Jahre hindurch gewaltsam in mir verschließen mußte, das stürmte, nachdem ich mir eine große Ueberwindung zugemuthet hatte, alles auf einmal über mich ein und durchbrach die Schranken meiner Kraft. Ich war außer mir; verzeihen Sie mir das!

Er sicherte ihr dieses zu; sie schien sich damit beruhigen und nicht wieder auf den Boden jener Unterredung zurückkehren zu wollen, aber der Caplan gestattete ihr dies nicht.

Sie haben mir gestern den Zustand Ihrer Seele zu enthüllen gewünscht, sprach er, und ich mußte es Ihnen versagen, Sich diese Erleichterung zu gewähren, weil ich Sie nicht in der Verfassung fand, in welcher allein es dem Menschen vergönnt werden darf, sich dem Throne der höchsten Wahrheit zu nahen. Heute fordere ich Sie, im Namen des mir durch Gottes Gnade gewordenen Amtes und Berufes, heute fordere ich Sie mit dem Anrechte, das ich als Ihr Seelsorger an Sie habe, dazu auf, Sich auszusprechen mit der vollen, ungetheilten Wahrheit, die Sie mir, die Sie Sich selber schulden, und ohne welche für den Menschen kein Heil, keine Selbsterkenntniß und keine Erlösung möglich sind.

Vittoria hörte ihm sehr gesammelt zu. Es lag in der starken Ueberzeugung des Greises, in dem mächtigen Gefühle seiner unantastbaren Würde eine Kraft, welcher sich Niemand leicht entzog, besonders wenn er, wie die Baronin, ihrem Einflusse einmal unterworfen gewesen war. Aber sie zögerte dennoch,

seiner Mahnung nachzukommen, und erst nach einer längeren Ueberlegung sprach sie: Es wird nicht kurz sein, was ich Ihnen mitzutheilen habe, denn es umfaßt Jahre voll langer Leiden, voll schwerer Seelenkämpfe, und ich zweifle, daß Sie mir die Hülfe bieten können, die Sie mir zu leisten wünschen; denn, das ahne ich, ein verlorener Glaube findet sich nicht wieder. Aber hören sollen Sie mich, und jetzt gelobe ich Ihnen die ganze, volle Wahrheit, die Sie von mir erheischen, wennschon ich sicher bin, damit vor Ihnen keine Gnade zu gewinnen.

Sie schwieg eine Weile, stützte das Haupt auf ihren Arm, als suchte sie nach der Weise, in welcher sie beginnen könne, dann sagte sie: Ich habe nicht nöthig, Ihnen die Geschichte meines Herzens zu erzählen, Sie kennen sie. Sie wissen, wie meine Liebe verlangende Natur an meines greisen Gatten Seite einsam blieb, wie nahe, wie sehr nahe ich daran gewesen bin, für meinen Stiefsohn die Empfindungen zu hegen, die sein Vater in mir nicht mehr zu erwecken vermochte; und Sie selbst, Hochwürden, haben mir das Zeugniß gegeben, daß ich meinem Gatten zu leisten und zu sein bestrebt gewesen bin, was er von mir begehrte. Sie können mir auch das Zeugniß nicht

versagen, daß ich meines Stiefsohnes jugendlich mir entgegenwallendes Gefühl mit Selbstverläugnung in Zügel und in Schranken gehalten habe und daß er von mir ohne eine Ahnung der Gefahr an der Klippe vorübergeleitet worden ist, die mir und ihm den Untergang bereiten konnte.

Die Gutthat, die Pflichterfüllung, wendete der Caplan ein, hat Ihnen reichen Lohn getragen. Die Freundschaft, die Ergebenheit, welche Baron Renatus für Sie hegt, sind wahr und tief.

Ich weiß das, Herr Caplan; ich bin mir meines Einflusses auf ihn vollauf bewußt. Ich weiß es, daß ich auf ihn zählen kann, obschon er es in neuester Zeit und durch mich selbst erfahren hat, daß meine Liebe niemals seinem Vater angehörte, daß ich nur Einen, Einen Mann geliebt, und daß derselbe nicht mehr ist. O, rief sie, indem sie ihren schwarzen Trauerschleier mit beiden Händen an ihre Lippen drückte, o, wenn Sie ahnen könnten, wie frei und glücklich ich mich in diesen Trauerkleidern fühle, wie meine Seele nach den schwarzen Gewändern verlangt hat! Niemals, niemals werde ich sie wieder von mir legen! Ich werde sie tragen bis zu meinem letzten Athemzuge, als Erinnerung an die große Liebe, die Sie mir

zur Sünde machen und die vor Gott kein Verbrechen sein kann, weil mein schöner Valerio ihr sein fröhliches Dasein verdankt.

Sie hatte über den Gedanken an ihre Liebe, über die Wonne, von derselben jetzt in Freiheit sprechen zu dürfen, abermals die religiösen Bekenntnisse vergessen, welche sie dem Geistlichen zu machen entschlossen gewesen war, und der Caplan hatte große Mühe, sie auf dieselben zurückzuführen. Die Freisinnigkeit ihres verstorbenen Gatten, die völlige Glaubenslosigkeit ihres Geliebten hatten ihren eigenen Glauben erschüttert, und die unklaren religiösen Begriffe, die kindlichen Ueberlieferungen, welche aus ihrem Klosterleben in ihr haften geblieben waren, hatten nur dazu beigetragen, ihren Sinn vollends zum Zweifel und zum Unglauben hinzulenken.

Sie war in ihrem Kloster in der Lehre von der Vorherbestimmung auferzogen worden, und ohne sich von den Einwendungen des Caplans im mindesten beirren zu lassen, hatte sie ihr Zusammentreffen mit Mariano von Anfang an als ein ihr von Gott vorherbestimmtes Schicksal, ihre Liebe für ihn als eine Naturnothwendigkeit angesehen, der sich zu entziehen nicht in ihrer Macht gelegen habe.

Sie selbst, sprach sie, Sie selbst, Hochwürden, haben mir oft genug wiederholt, daß kein Zufall in der Weltordnung eines allweisen Gottes möglich oder auch nur denkbar sei. Noch als ich ein Kind war, hat man mich gelehrt, daß kein Sperling vom Dache fällt, ohne daß der Allwissende es wolle; und ich sollte hierher gekommen sein, weit ab von den Meinigen und meiner Heimat, in dieses unwirthliche, kalte Land, ohne Gottes Fügung? Hierher, in den fernen, grauen Norden sollte Mariano von des Krieges Wogen geschleudert worden sein, ohne Gottes ausdrücklichen Rathschluß? Unmöglich, unmöglich! Entweder es lebt kein Gott, es ist Alles, Alles Zufall und wir des Zufalls blindes Spiel, oder was ich erlebte, litt und that, war mir von Gott bestimmt: ich that, was er mich thun lassen wollte — und was Sie mir als Sünde anrechnen, war mein vorherbestimmtes Müssen; ich mußte sündigen!

Mit jener grausamen und bis zur Selbstvernichtung rücksichtslosen Freiheitslust des Sclaven, dessen Fesseln gebrochen worden sind, bekannte sie sich zu ihrem Unglauben, zu ihrem Abfalle von allen Ueberzeugungen, die sie einst gehegt hatte. Der Caplan verhinderte sie nicht daran. Er wollte die Tiefe

der Wunde untersuchen und sie ausbluten lassen, ehe er sie zu schließen und zu heilen unternahm. Er hörte sie schweigend an, als sie ihm eingestand, wie sie ihn in der Beichte getäuscht, wie sie kein Abmahnen dagegen, und keine Reue in sich empfunden habe über ihre Liebe und ihren Ehebruch, und wie sie auf diese Weise auch von dem ihr in dem Kloster eingeimpften Wahne zurückgekommen sei, daß eine unvollständige, eine unwahre Beichte eine der schwersten aller Sünden, daß zeitliches und ewiges Verderben ihre sichere Folge sei.

Aehnlich wie es einst die Baronin Angelika gethan hatte und wie die überwältigende Leidenschaft es mit sich bringt, stützte sie sich immer wieder auf ihr inneres Müssen und Nichtanderskönnen als auf ein Zeichen der Vorherbestimmung; nur daß Angelika's sanfte Seele in Demuth und Zerschlagenheit vom Himmel Kraft und Trost begehrte, wo Vittoria's stolzer Sinn völlig in seinem Rechte zu sein behauptete. Selbst als der Caplan ihr zu bedenken gab, daß Gott innerhalb seiner Vorherbestimmung dem Menschen ein gemessenes Theil von Freiheit zugestehe, an welchem er seine Kraft und Tugend zu prüfen und zu üben habe, und daß er es ihm in seiner Gnade an Zeichen

und Mahnungen nicht fehlen lasse, wenn er von dem rechten Wege abgeirrt sei, machte sie das in ihren Ueberzeugungen nicht wankend, in ihrem Selbstgefühle nicht ungewiß.

Ich habe viele Nächte durchwacht, sprach sie, viele Tage durchweint, und in Leid durchwachte Nächte und im Schmerze durchweinte Tage währen lange. Ich bin einsam gewesen in diesem Schlosse, ich hätte nicht einsamer mich fühlen können im Bergesgeklüft in verlassener Karthause. Es hat mir an Muße nicht gemangelt zum Denken und zum Prüfen. Was blieb mir denn auch übrig, wenn ich gelächelt und gesungen hatte, den Freiherrn zu vergnügen, was blieb mir übrig, als zu denken, immerfort zu denken und zu sinnen? Ich habe Zeiten gehabt, in denen ich mich überreden wollte, daß ich fehle, daß ich eine schlechte Gattin sei — meine innerste Empfindung hat dem widersprochen. Ich bin dem Freiherrn vollständig gewesen, was er in mir gesucht, von mir begehrt hat. Ich habe sein Vertrauen, seine Achtung nie besessen, er hat die Liebe, die ich noch nicht kannte, als ich mich ihm vermählte, und die er mich nicht kennen lehrte, nie von mir verlangt. Nicht Einen Tag hat er an mir gezweifelt, nicht Eine Stunde

habe ich ihm Anlaß gegeben, sich von mir versäumt zu glauben. Ja, als ich es fühlte, was die Liebe sei, als ich glücklich geworden war durch sie, habe ich das Bestreben gehabt, auch ihn noch glücklicher zu machen, da er es gewesen ist, der mich nach Gottes Vorbestimmung dem mir Auserwählten entgegenführen mußte. Und wie ich mich in dankbarer Glückseligkeit der mir zugedachten Liebe überließ, habe ich schweigend die Dornenkrone des Schmerzes mir in die Stirn gedrückt, und keine Thräne, kein Seufzer hat es dem Freiherrn je verrathen, was ich litt. Ich bin ihm eine gute Gattin gewesen, ich fühle mich nicht schuldig gegen ihn. Es war Gottes Wille, der ihm ohne all mein Zuthun mein Geheimniß offenbarte, um mir endlich meine Freiheit zu vergönnen und um vielleicht durch mich dem Freiherrn zu vergelten, was er einst an der Baronin Angelika gesündigt hat. Mein Herz ist völlig mit sich einig, meine Seele ist in vollem Frieden!

Und Sie haben nie gefürchtet, daß die Hand des Höchsten sich über Ihnen mächtig zeigen, daß er Ihr verirrtes, ihm verschlossenes Herz mit schweren Schlägen zu eröffnen wissen werde? fragte

sie der Caplan, um sie zu weiterem Sprechen zu bewegen.

Ich würde irre werden an der göttlichen Gerechtigkeit, rief Vittoria, wenn mir mehr auferlegt würde, als ich getragen habe. Nein, fügte sie hinzu und ihre Züge wurden weich und mild, Gott wußte, was mir fehlte. Hatte ich doch der Eltern- und der Geschwisterliebe ganz entbehrt, hatte er selber mich doch in das freudenleere, abgeblühte Leben meines Gatten verpflanzt! Gott versagt der kleinsten Pflanze nicht den Sonnenstrahl, der sie erblühen und reifen macht, dem geringsten seiner Geschöpfe nicht die Nahrung, ohne die es nicht bestehen kann. Er hat auch mir in seiner Gnade meinen Sonnenstrahl gegönnt. Und wenn er ihn mir auch sehr bald, ach, so gar bald entzogen hat, so weiß ich es jetzt doch, daß ich einmal lebte, und ich kann weiter leben, so lange es mir beschieden ist. Ich habe meinen Sonnenstrahl gehabt. — O, rief sie, indem sie ihre Hände inbrünstig in einander schlug und ihre Augen zuversichtlich zum Himmel emporhob, o, ich würde Gott zu lästern glauben, ich würde irre werden an seiner Gerechtigkeit und seiner Liebe, wenn ich als Schuld erkennen müßte, was mein zugewiesen Theil, mein

Recht gewesen ist! Hüten Sie Sich, Hochwürden, mir diesen Glauben aufzudringen, Sie würden mich zur Gottesläugnung treiben!

Sie versank in ein Schweigen, und mit schmerzlichem Sinnen blickte der Caplan vor sich auf den Boden nieder. Vittoria fühlte sich in ihrem Gewissen frei, er aber fühlte sich gedemüthigt wie nie zuvor, denn er wurde irre an der Macht, welche des einen Menschen reines Wollen auf den anderen auszuüben vermag, er wurde irre an seiner Kraft und Befähigung für sein Amt, und zum ersten Male fragte er sich: welche Bedeutung seine Kirche, welche Bedeutung das Priesteramt in der Zukunft haben würden, haben könnten.

Freilich war die katholische Kirche in Richten auferbaut worden, aber man hatte sich in der Erwartung getäuscht, eine Gemeinde für sie heranbilden und in dem protestantischen Lande neue Anhänger für die alte katholische Lehre gewinnen zu können. Das Verlangen nach prüfungsloser Hingabe an eine leitende Hand war in der Menschheit kein allgemeines mehr. Nur in vereinzelten Gemüthern war noch das Bedürfniß rege, sich dem bestimmenden Willen einer Kirche zu unterwerfen, in ihrem Priester die Verkör-

perung des eigenen Gewissens zu verehren, in ihm einen Mittler zwischen sich und dem Himmel zu besitzen. Die Aufklärung, welche die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts vorbereitet hatten, wirkte in immer weiteren Kreisen nach, und die Verbindung, welche das Oberhaupt der katholischen Kirche mit dem aus dem Volke emporgestiegenen französischen Kaiser um der Selbsterhaltung willen eingehen müssen, hatte die päpstliche Krone ihres Anspruchs auf einen überirdischen Ursprung beraubt. Wie der Adel, so mußte auch die Kirche sich jetzt bereits an die Throne lehnen, deren Vertheilerin sie einst gewesen war, denn auch die Kirche, darüber hatte der Caplan sich nie verblenden können, hatte ihre freie, unangefochtene Herrschaft durch die Revolution und die ihr folgenden Jahrzehnde der napoleonischen Tyrannei für immerdar eingebüßt.

Man hatte in Frankreich Priester der katholischen Kirche sich von ihren alten Lehren und Gesetzen lossagen, neue Bekenntnisse verkünden, sie verlassen und die Abtrünnigen zu ihren ersten Lehrsätzen und Aemtern wieder zurückkehren sehen, und die Kirche hatte sie als Bereuende wieder in sich aufgenommen. Damit war die Revolution auch innerhalb der Kirche

vollzogen worden, damit war das Amt des Priesters vor den Augen der Gläubigen seiner Unfehlbarkeit, seines göttlichen Ursprunges entkleidet worden. Der Priester war von seiner Höhe in die Reihen der irrenden Menschheit hinabgestiegen, er hatte sein Anrecht auf sein Mittleramt zwischen dem Höchsten und dem sündigen Menschen verscherzt. Nur ein persönliches Vertrauen konnte der Seelsorger, der Geistliche von seiner Gemeinde noch begehren, und dieses persönliche Vertrauen — der Caplan schlug voll Zerknirschung an seine Brust, und an seinen greisen Wimpern zitterte die Thräne — dieses persönliche Vertrauen verdiente er nicht mehr; denn er hatte die Sünde nicht abzuwehren vermocht von denen, die ihm übergeben worden waren, und den Zweifel mächtig werden lassen in den Seelen, die er hätte hüthen sollen.

Er fühlte sich wie vernichtet, er sah auf sein ganzes langes Leben als auf ein verfehltes zurück, und aus seiner an sich selbst verzagenden Seele rangen sich wie ein Nothschrei die Worte hervor: Herr, Herr, gehe nicht mit mir in das Gericht! —

Er wollte sich erheben und das Zimmer verlassen, aber er konnte es nicht. Er mußte sich

niedersetzen, und durch die bebenden Hände, die er vor sein Antlitz schlug, flossen seine heißen Thränen nieder.

Da war es, als wenn ein Riß geschähe in dem stolzen Herzen der Trauernden. Was seine Worte nicht an ihr vermocht hatten, das wirkte sein Beispiel jetzt an ihr. Sein flehendes Gebet erzitterte in ihrem Innern. Sie wußte selber nicht, wie ihr geschah. Sie meinte sich an diesem Greise versündigt zu haben, sie sagte sich: ich bin es, um die er diese Thränen weint; mir, mir gilt sein flehender Ausruf: Herr, gehe nicht in das Gericht mit mir! — Denn wessen hätte er sich anzuklagen gehabt, dessen ganzes Leben Demuth und Reinheit und selbstverläugnende Liebe gewesen war? — Und von einer gewaltigen Empfindung, die sie sich selber nicht zu deuten wußte, hingerissen, warf sie sich vor dem Greise nieder und wiederholte, während auch ihre Augen überströmten: Herr, gehe nicht in das Gericht mit mir!

Langsam, aber mit einem Blicke himmlischer Verklärung, richtete der Caplan sein Antlitz empor und seine Hände falteten sich aufs Neue zum Gebete. Vergib uns unsere Schuld! sprach er leise,

und leise sagte Vittoria ihm die Worte nach; wie wir vergeben unseren Schuldigern; tönte es kaum hörbar von seinen Lippen.

Wie wir vergeben unseren Schuldigern! wiederholte die Erschütterte mit erhobener Stimme und barg ihr Antlitz auf des Greises Kniee, dessen Hände segnend niedersanken auf ihr Haupt.

So blieb sie eine Weile liegen. Die Sonne schien warm in das Zimmer hinein, ein leiser Lufthauch zog erfrischend vorüber. Es war Alles still um sie her, und still war es auch geworden in ihrer Brust. Da bedünkte sie es, als drücke die segnende Hand des Greises schwer und schwerer auf sie hernieder. Sie hob ihr Haupt zu ihm in die Höhe, die Hände des Caplans sanken bewegungslos herab. Herr Caplan! rief sie, Herr Caplan! — und die Stimme versagte der Erschrockenen ihren Dienst. Sie umfaßte ihn mit beiden Armen, er regte sich nicht; aber sein Antlitz lächelte in himmlischem Frieden, nur die Augenlider waren ihm zugesunken. Er war betend eingeschlummert.

Sanft, wie sein Leben gewesen war, hatte der Caplan sein letztes frommes Werk gethan —

Vittoria hatte den Segen eines Sterbenden erhalten. Seine tiefe Demuth hatte die Empörung ihres stolzen Herzens überwunden, sein letzter Athemzug hatte dem Dienste seiner Kirche angehört.

Zwölftes Capitel.

Die Schlachten an der Katzbach und von Großbeeren waren eben geschlagen worden. Renatus stand mit seinem Regimente unfern dem rechten Elbufer, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt, und weil er weichherzig war und im Ganzen der Schicksalsschläge ungewohnt, war sein Schmerz im ersten Augenblicke äußerst lebhaft. Er hatte allerdings bei den vorgerückten Jahren seines Vaters, und weil er ihn bei seiner letzten Anwesenheit in Richten sehr verändert gefunden hatte, wohl daran gedacht, daß er ihn möglicher Weise nicht wiedersehen, daß der Abschied, den er von ihm nahm, ein ewiger werden könne. Aber die Plötzlichkeit, die ganze Art, in welcher der Freiherr geendet, hatten für die Phantasie des Sohnes im ersten Augenblicke etwas Ueberwältigendes,

etwas ganz besonders Schmerzliches, und Renatus konnte nicht müde werden, sich immer auf das Neue das Bild seines unter freiem Himmel auf dem Kirchhofe sterbenden Vaters vor die Seele zu halten.

Indeß gerade die beständige Wiederholung der gleichen Vorstellung stumpfte den Eindruck ab, und es bewährte sich an Renatus die alte Erfahrung, daß diejenigen, welche bei dem Erleben eines traurigen Ereignisses gar keines anderen Gedankens fähig und immer nur mit dem einen Gegenstande beschäftigt sind, das Geschehene am leichtesten überwinden und verschmerzen. Es dauerte gar nicht lange, bis Renatus, wenn er an den Tod seines Vaters dachte, sich unwillkürlich aller der Tausende erinnerte, die neben ihm und um ihn her auf blutgetränkter, von Rossen zerstampfter Erde, an ihren Wunden verblutend, ihr Leben ausgehaucht hatten, ohne daß eine liebende Hand ihr brechendes Auge geschlossen hätte, ohne daß ihr letzter Blick auf das Antlitz eines Freundes gefallen wäre. Was ihm in den ersten Stunden oder Tagen so schrecklich erschienen war, die Plötzlichkeit, mit welcher der Tod seinen Vater überrascht hatte, das fing er bald an als eine Wohlthat der Natur und als ein Glück zu betrachten, und in seinen an den Caplan

und an Vittoria gerichteten Anwortschreiben pries er das Loos seines Vaters, dem es vergönnt worden war, in den Armen seines treuesten Freundes, mit dem Hinblicke auf die von ihm geschaffene schöne Kirche, von der Erde Abschied zu nehmen.

Renatus hatte von seinem Vater nie jene Zärtlichkeit erfahren, welche das Leben der Kinder eng mit dem der Eltern verknüpft. Einen entscheidenden Einfluß auf die Erziehung seines Sohnes hatte der Freiherr ebenfalls nicht geübt, und in den letzten Jahren war Renatus nur selten und immer nur auf kurze Zeit in Richten gewesen. Es entstand daher in seinem Herzen durch seines Vaters Tod keine wesentliche Lücke, aber seine Verhältnisse erlitten durch denselben eine bedeutende Umgestaltung. Es traten mit Einem Male neue Anforderungen und Verpflichtungen an ihn heran, denen zu begegnen sein bisheriges Leben ihn in keiner Weise vorbereitet hatte, denen er persönlich zu genügen jetzt auch völlig außer Stande war. Er konnte nicht daran denken, inmitten dieses heiligen Krieges einen Urlaub zu begehren, und da ihm zuerst nur die Nachricht von dem Tode seines Vaters zugekommen war, beruhigte er sich mit der Ueberlegung, daß der Caplan und der Justitiarius doch am Orte wären

und daß er sich ihres Eifers wie ihrer Einsicht versichert halten dürfe.

Er schrieb Vittorien, schrieb sofort auch seiner Braut und machte dieser den Vorschlag, sich mit ihrer Mutter und Schwester baldmöglichst nach Schloß Richten zu begeben, um der vereinsamten Vittoria eine Gesellschaft zu sein. Er erwähnte dabei, daß es ihm wohlthun würde, die Gegenstände seiner Liebe in dieser unruhigen Zeit an einem und demselben Orte unter dem Schutze seines Hauses vereinigt zu wissen, und weil er entschlossen war, sich jetzt ernsthafter als bisher mit den Vermögens-Angelegenheiten seiner Familie zu beschäftigen, bemerkte er gegen die Gräfin, daß es, nach den Opfern, welche der Krieg auch ihr auferlegt habe, ihr vielleicht gerathen scheinen dürfte, ihre Häuslichkeit in der Hauptstadt aufzulösen und seine Gastfreundschaft anzunehmen, bis Hildegard selbst sie ihr in Richten anzubieten haben werde.

Bald darauf rückte sein Regiment vorwärts, es wechselte die Standquartiere oft, und erst am Tage vor der Leipziger Schlacht kam der zweite Brief aus Richten, welcher ihm mit dem Testamente seines Vaters zugleich die Kunde von dem Ableben des Caplans überbrachte, durch die Feldpost dem jungen Freiherrn in die Hände.

Der Dienst hatte ihn bis gegen den Abend hin in Anspruch genommen. Müde und erschöpft stieg er vor dem einsamen Bauernhofe, in welchem er im Quartiere lag, vom Pferde und trat in die niedrige Stube, welche er mit fünf anderen Offizieren theilte. Draußen war es herbstlich und feucht, aber trotz der geöffneten Fenster lag eine schwüle, heiße Luft über dem niederen Raume. Zwei seiner Kameraden hatten sich, die Tornister unter den Köpfen, auf den Estrich des Bodens niedergeworfen und waren, wie ihr tiefes, schnarchendes Athemholen verrieth, obschon es noch ganz hell war, vor Ermüdung eingeschlafen. Der Capitän, ein verheiratheter Mann schrieb an der Ecke des Tisches, an welchem die Andern mit jugendlicher Eßlust ihr geringes Abendbrod verzehrten. Sie achteten kaum auf das Eintreten ihres Kameraden, nur der Hauptmann wendete sich flüchtig nach ihm um und sagte: Herr von Arten, es sind auch für Sie ein Brief und ein Paket angekommen; sie liegen dort auf dem Simse. — Dann fuhr er still zu schreiben fort.

Es war kein Platz mehr an dem Tische und auch kein Platz zum Sitzen in der Stube. Renatus nahm seine Briefschaften und ging damit hinaus. Draußen vor dem Hause war ein Stückchen Erde eingehegt.

Er und seine Kameraden hatten das Gärtchen in diesen Tagen vor der Zerstörung bewahrt. Es stand ein Kirschbaum darin, und aus dem noch grünen Grase wuchsen einige Stockrosen hervor, die noch in Blüthe standen. Die untergehende Sonne beschien sie matt. Er warf sich auf eine kleine Bank unter dem Baume nieder, steckte den Brief, auf dem er Hildegard's Handschrift erkannte, in die Brust und öffnete zunächst das von Richten kommende Paket; aber er suchte darin vergebens nach einem Worte seines greisen Lehrers oder nach einem Briefe Vittoria's. Nur der Justitiarius hatte geschrieben. Das fiel Renatus auf, denn noch nie war eine Sendung von Richten ohne ein begleitendes Blatt des Caplans an ihn gekommen, seit er im Felde stand, und er nahm daher das Schreiben des Justitiarius mit Besorgniß in die Hand. Indeß die Nachricht, welche ihm durch dasselbe wurde, hatte er doch nicht vermuthet.

In der gemessenen Weise eines Geschäftsmannes meldete der Beamte, daß der hochwürdige Herr Caplan ihm gleich nach dem Tode des verstorbenen Herrn Barons sehr angegriffen und verändert erschienen sei. Trotzdem habe derselbe es sich nicht nehmen lassen, seine Amtspflichten zu erfüllen und der von dem Ver-

lufste ihres Gemahls äußerst erschütterten Frau Baronin zur Seite zu stehen. Er habe dabei offenbar seine Kräfte erschöpft, und wenn man sich auch hätte denken mögen, daß er seinen Herrn und Freund nicht lange überleben würde, da sie so eng in einander verwachsen gewesen wären und das Alter das Zerreißen solcher alten Lebensbande nicht wohl vertrage, so habe doch das plötzliche Hinscheiden des verehrten Greises sie alle schwer betroffen und werde auch den Freiherrn sicherlich sehr überraschen. Er berichtete demselben danach, daß er den unbedeutenden Nachlaß des Caplans versiegelt, daß er die Meldung von seinem Ableben bei den betreffenden Behörden gemacht habe, und fragte an, wie der Freiherr es nun hinsichtlich der Verwaltung des Richtener Pfarramtes zu halten gewillt sei.

Renatus hielt das Schreiben eine Weile still in seinen Händen. Es war nichts Ungewöhnliches, was er erlebte, es lag im Laufe der Natur, daß der betagte Mann gestorben war; aber er hatte ihn so lieb gehabt. Wie der Schutzgeist von Richten, ja, wie sein eigener Schutzgeist war der Caplan ihm stets erschienen. Jetzt erst kam seine Heimat ihm verlassen und verwaist vor, und sein Gemüth besaß in diesem Augen=

blicke noch nicht die Kraft, sich Schloß und Herrschaft unter einer ganz veränderten Umgebung als sein Eigenthum zu denken und sie doch zu lieben. Ohne den Caplan war ihm Richten nicht mehr die alte, theure Heimat.

Indeß es war kein Tag, an welchem man sich seinen Empfindungen lange überlassen durfte. Jedermann wußte es, daß am nächsten Morgen eine große Schlacht bevorstand, und wer noch etwas für dieses Leben zu beschicken hatte, that dazu, es nicht hinauszuschieben. Renatus hatte sich auf die Vorsorge des Caplans mehr als auf sich selbst verlassen. Jetzt war er dieser Stütze beraubt, die kommende Tagesfrühe konnte über sein Leben entscheiden, und er hinterließ eine Stiefmutter, einen Bruder, eine Braut. Er hatte für das Wohlergehen dieser Lieben noch nicht Sorge getragen, wie er wünschte, und jetzt war es vielleicht zu spät dazu, wenn die Voraussicht seines Vaters nicht in dem Testamente die Vorkehrungen auch auf den Fall getroffen hatte, daß Renatus nicht aus dem Felde wiederkehren sollte.

Er öffnete und las das Testament. Es war nicht dazu gemacht, ihn zu beruhigen und zu erheben. Sein Besitz war weit mehr verschuldet, als er es für

möglich gehalten hatte. Obschon seine wirthschaftlichen Kenntnisse höchst unbedeutend waren, ahnte er doch, daß sich ihm große, fast unübersteigliche Hindernisse in der Verwaltung und Erhaltung der drei großen, noch zusammengehörenden Güter in den Weg stellen würden, und mehr noch als diese Erkenntniß erschütterte ihn der Theil des Testamentes, welcher Vittoria und ihren Sohn betraf. Es überflog ihn eine heiße Scham, das Herz preßte sich ihm zusammen. Seinem Vater war also das Geheimniß Vittoria's nicht verborgen geblieben. Der Greis hatte den Schmerz erduldet, sich verrathen zu wissen. Wie mußte ihn dies niedergeworfen, was mußte er davon gelitten haben! Die reine, wahrhafte Natur des Sohnes empörte sich gegen Vittoria, er dachte mit widerwilligem Zorn an sie und an Valerio, und Beides, Beides that ihm weh: denn er liebte Vittoria und er liebte auch den Knaben, den er, obschon er um Vittoria's Leidenschaft für einen Andern wußte, bis jetzt doch als seinen Bruder angesehen hatte.

Bricht denn Alles, Alles unter meiner Hand zusammen? fragte er sich schmerzlich, und der alte Gedanke, daß er nicht zum Glücke geboren sei, bemächtigte sich seiner wieder mit erneuter Macht. Er

hatte bisher immer viel Mitleid mit Vittoria gehabt, denn ihr Leben an des alternden Gatten Seite war ihm stets als eine große Entsagung für sie erschienen. Jetzt beklagte er nur seinen Vater. Weil er nicht wußte, daß der Freiherr erst ganz kurze Zeit vor seinem Tode den Verrath Vittoria's erfahren hatte, bewunderte er dessen stolze Zurückhaltung und die großmüthige Nachsicht, mit der er Vittoria behandelt hatte. Er machte sich selbst einen Vorwurf daraus, daß er der Verrätherin so viel von seiner Liebe, so viel Freundschaft zugewendet; er hätte seinen Vater wiederhaben mögen, um es ihm abzubitten, daß er nicht genug Zärtlichkeit für ihn gefühlt habe, um ihn auf's Neue und mehr und verständnißvoller als bisher zu lieben.

Er wußte in einzelnen Augenblicken nicht, was er thun, ja, nicht einmal, woran er zuerst denken solle. Man erwartete von ihm Bestimmungen über seine Angelegenheiten, aber er verstand von ihnen wenig, er hatte keine wirkliche Geschäftskenntniß. Der Freiherr hatte nach dem Abgange von Steinert mehrmals mit seinen Amtsleuten gewechselt; Renatus wußte aus des Vaters eigenem Munde, daß er auch dem gegenwärtigen Amtmanne nicht vertraue und daß er eben

deshalb zum Oefteren an eine Verpachtung der Güter gedacht habe, nur daß er sich nicht entschließen können, damit einen Theil seiner persönlichen, unmittelbaren Einwirkung über sein Eigenthum aufzugeben. Der Justitiarius erwähnte in einer dem Testamente beiliegenden Auseinandersetzung dieser Absicht des Freiherrn, denn der Kontract des Amtmanns ging mit dem nächsten Frühjahre zu Ende, und Renatus mußte jetzt entscheiden, ob der Kontract, wie es festgesetzt war, dann auf drei neue Jahre verlängert werden sollte oder nicht. Der Justitiarius sprach von einem Pächter, der sich gemeldet habe und dessen Bedingungen, wenn man die Zeitverhältnisse in Erwägung zog, nicht ungünstig genannt werden konnten; aber es ward die Bedingung daran geknüpft, daß ihm das lebende Inventarium, welches durch den Krieg auf das Aeußerste heruntergebracht worden war, vollständig und ausreichend ersetzt werden und die Pachtung ihm auf zwölf Jahre zugesichert werden solle. Für die Beschaffung des Inventariums mußte man abermals Kapital aufnehmen, das jetzt schwer und nur zu hohen Zinsen zu haben war, und die jetzt während des Krieges gebotenen Pachtpreise auf zwölf Jahre im voraus gelten zu lassen, fand selbst Renatus nicht für mög-

lich. Er mußte also die Dinge gehen lassen, wie sie eben gingen, aber die Sorge um seinen Besitz wälzte sich wie eine Last auf ihn, und dazu fing er an, es schwer zu bereuen, daß er die Gräfin Rhoden zu der Uebersiedelung nach Richten aufgefordert hatte, denn es war ihm jetzt eine äußerst widerwärtige Vorstellung, sich seine Braut in der Nähe Vittoria's und in deren täglicher Gesellschaft vorzustellen.

Ohne daß er sich bestimmte Gründe dafür anzugeben wußte, hegte er, weil er es eben wünschte, die bestimmte Hoffnung, daß die Gräfin seinen Vorschlag nicht angenommen haben werde, und nachdem er mit einem Seufzer die Testaments-Abschrift und die Berichte seines Beamten wieder in ihren Umschlag geschoben hatte, nahm er zuerst den Brief der Gräfin aus dem zweiten Couverte hervor, weil er sich den Brief seiner Braut auf zuletzt versparen wollte, um den schweren Tag doch mindestens mit einem tröstlichen Eindrucke abzuschließen.

Aber seine Hoffnung und Voraussicht hatten ihn dieses Mal getäuscht. Die Gräfin schrieb ihm, daß sie Anfangs Bedenken gegen seine Plane gehegt habe. Sie sei zweifelhaft gewesen, ob es angemessen sei, gleich nach dem Tode des Freiherrn sich in dessen

Hause einzurichten. Sie habe, da Renatus' Verlobung mit ihrer Tochter vor der Welt noch ein Geheimniß sei, die Besorgniß gefühlt, daß man ihr die Absicht zur Last legen werde, eben diese Verlobung herbeiführen zu wollen; indeß Hildegard sei anderer Ansicht gewesen, und da diese ohnehin einer Erholung bedürftig sei, weil sie sich in der Pflege der Verwundeten, deren Zahl nach der Schlacht von Großbeeren in den Berliner Hospitälern so furchtbar angewachsen, Anstrengungen zugemuthet habe, die weit über ihre Kräfte gegangen wären, so habe die Gräfin sich nach reiflicher Ueberlegung zum Nachgeben entschlossen und die nöthigen Schritte zur Auflösung ihrer Verhältnisse in der Residenz gethan, wobei ihr Graf Gerhard mit gewohnter Zuvorkommenheit seine Dienste angeboten habe. Sie fügte dann noch hinzu, daß sie, wenn sie ihre ökonomischen Verhältnisse in das Auge fasse, Renatus für sein Anerbieten doppelt Dank zu sagen habe, da ihr die Zinsen ihres geringen Vermögens jetzt nicht regelmäßig eingingen; und die Zweifel, welche sie um die Sicherheit ihres kleinen Kapitals aussprach, waren auch nicht dazu angethan, dem neuen Besitzer der von Arten'schen Güter das Herz zu erleichtern. Noch hatte er nicht Frau, nicht Kind, und

schon lag, er mochte es ansehen, wie er wollte, die Sorge für eine große Familie auf seinen Schultern. Denn an wen hatten sich Vittoria und Valerio zu halten, als an ihn? Auf wen, als auf ihn, fiel einmal die Sorge für Hildegard's Mutter und Schwester? Und diese Einsicht mußte er gewinnen an dem Vorabende einer großen Schlacht! — Sich zu trösten, sich die Seele zu befreien, eröffnete er Hildegard's Brief.

„Mein ewig Geliebter," schrieb sie ihm, „es soll Ja und Amen heißen zu Allem, was Du wünschest und angeordnet hast für jetzt und für alle Zeit! Was könnte Deiner Braut in diesen Tagen, in denen sie Deine Seele von Trauer beladen weiß, ohne daß sie zu Dir eilen kann, sie Dir tragen zu helfen, Heilsameres begegnen, als an der Stelle zu weilen, an der Du geboren bist, als an dem Orte zu leben, der künftig auch ihre Heimat sein wird und an welcher sie mit Dir vereint das Andenken Deines edeln Vaters heilig in sich pflegen will.

„O, mein Renatus, Lieben, Glauben, Hoffen, das ist alles, was uns übrig bleibt in den Tagen der Prüfung, in denen wir leben! Ich habe Stunden gehabt, in denen ich mich mit Zweifeln plagte, mit

Zweifeln, ob Dein Vater mich jemals gern willkommen heißen würde; mit immer neuen Zweifeln sogar an Dir, denn ich meinte, wäre Deine Liebe der meinigen gleich, so hätte keine Rücksicht der Welt Dich bewegen können, mich durch Verheimlichung unserer Liebe und unserer Verlobung fern von Dir zu halten. Und nun das überwunden ist, nun Du Herr bist über unser Schicksal, nun Dein Wille mich einführt in Deiner Väter Haus, auch jetzt noch darf ich die bräutliche Myrtenkrone nicht in meine Locken drücken, und jede, jede Stunde kann für ewig den Schleier nicht endender Trauer über meine ganze Zukunft werfen! Weiß ich es denn, ob es nicht schon geschehen ist? Weiß ich es denn, ob des Todes Pfeil Dich nicht bereits ereilte, ob Dein brechendes Auge sich nicht vergebens nach Deiner Geliebten sehnte, ob Dein letzter Seufzer nicht vergebens ihren Namen rief? — Ich habe so manches Sterbenden letztes Wort vernommen — Gott, Gott, wenn Du — aber ich kann, ich mag es nicht denken! Ich will hoffen, hoffen und beten, weil ich Dich liebe!

„Du hast das Richtige für mich gewählt. Ich habe Ruhe und Stille nöthig und ich gehöre zu den Trauernden. Wie verlangt es mich, unsere schöne Signorina wiederzusehen, Deinen kleinen Bruder zu

umarmen! Ich werde mit unserer Signorina von Dir sprechen, in Deines Bruders liebem Antlitz Deine Züge suchen; wir werden nur in Dir, nur für Dich leben, bis Du wiederkehrst; und was diese Jahre der Trübsal Jedem von uns auch auferlegen — Gott hat sie gesendet, um mit schweren Leiden an die Herzen derer zu klopfen, die sich abgewendet hatten von sich selber und von ihm. Denn wie Viele uns der Tod auch entrissen, das Leben hat uns manchen verloren Geglaubten wiedergegeben, und sollten wir nicht mit unserem Heilande sagen: Es wird mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, denn über hundert Gerechte?

„Du weißt es, mein Geliebter, von wem ich rede. Es ist eine große, eine erhebende Wandlung mit ihm vorgegangen, und laß es mich bekennen, ich meine oftmals, mein brünstig flehendes Gebet habe dazu mitgewirkt. Ich konnte, o, ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der Deinen Einer, daß Deiner edeln Mutter Bruder der heiligen Sache des Vaterlandes und uns Allen für immerdar verloren sein sollte — nein, ich konnte es nicht!

„Dein Oheim weiß es, wie Dein und mein Herz sich gefunden haben, er gönnt uns unser Glück, er

segnet es, und ich glaube oftmals zu bemerken, daß seine Augen mit Rührung auf mir weilen. Ach, muß es ihn nicht schmerzen, daß er in einer Zeit herangewachsen ist, in der das heilige Feuer der Vaterlandsliebe in den Seelen der Menschen erloschen war? Ist er denn nicht beklagenswerth, daß seinem Leben, wie er mir das einst gestanden, niemals der milde Stern einer reinen Liebe aufgegangen ist?

„Er hat uns in diesen Tagen der Trauer um Deinen theuren Vater gütevoll zur Seite gestanden, er hat mir geholfen, die Mutter zur Uebersiedelung in unsere künftige Heimat zu bestimmen. Frei und unabhängig, wie er ist, bietet er Dir seine Dienste an, und es müßte mein ganzes Empfinden mich betrügen, oder Du könntest, was Du von weltlichen Dingen anzuordnen hast, keinem verläßlicheren Freunde anvertrauen.

„Aber ich schreibe Dir von Hab und Gut, und Du, meine einzige Habe, mein höchstes Gut, bist mir fern, bist in täglicher Gefahr. O, denke, wo Du auch immer weilest, denke, daß ich an jedem Morgen und an jedem Abende vor Deinem Bilde, unter Deinen Augen meine Gebete für Dich zum Himmel sende, denke, daß mein Leben beschlossen ist, wenn es dem

Herrn über Leben und Tod gefallen sollte, das Deinige als ein Opfer auf dem Altare des Vaterlandes zu begehren."

Sie hatte ein paar Myrtenblätter auf den Rand des Briefes festgenäht und ein Herz darum gezeichnet. „Hier haben meine Lippen, Dein gedenkend, dieses Blatt berührt!" hatte sie darunter geschrieben, und die Spur ihrer Thränen war auf dem Papier sichtbar, die Worte waren halb verlöscht. Aber der ganze Brief und vor Allem diese Weichheit des Schlusses brachten keine gute Wirkung auf ihren jungen Verlobten hervor.

Renatus hatte seine Braut nicht wiedergesehen, seit er vor seinem Abmarsche zu dem russischen Feldzuge Abschied von ihr genommen hatte. Die Heeresabtheilung, bei welcher er stand, hatte ihre Marschroute im Norden von Berlin gehabt. Seit mehr als einem Jahre war er auf einen brieflichen Verkehr mit seiner Verlobten angewiesen gewesen, und ein solcher hat immer sein Bedenkliches, wo es sich nicht um völlig gefestete und klar bestimmte Verhältnisse handelt. Daß Renatus es nicht zulässig gefunden, seinen Vater von der Wahl in Kenntniß zu setzen, welche er getroffen hatte, war gleich Anfangs ein Anlaß zur

Verstimmung zwischen ihm und seiner Verlobten geworden. Hildegard hatte ihn der Schwäche angeklagt, ihm vorgehalten, daß er seines Vaters Ruhe mehr als ihren Frieden liebe, und da sie wie die meisten Frauen mit einseitiger Beschränktheit nicht von sich selber abzusehen und keinen Anspruch außer dem ihrigen für berechtigt anzuerkennen vermochte, hatte Renatus ihr mit Grund den Vorwurf der Eigensucht gemacht. Von ihm, um dessen Leben sie sorgte, auf den alle ihre Gedanken gerichtet waren, getadelt zu werden, das hatte sie nicht ertragen können, und von den Anklagen gegen Renatus zu den schwersten Selbstbeschuldigungen übergehend, um ihn wieder zu versöhnen, war sie im Laufe der Zeit allmählich in eine Sprache der Leidenschaft gerathen, die sich noch gesteigert hatte, seit der Freiheitskrieg begonnen und die ganze Anschauungs-, Empfindungs- und Ausdrucksweise gar vieler Menschen sich durch die großen Aufregungen bis zur Uebertreibung gesteigert hatte.

Renatus hatte sich von dieser Gefühlsrichtung seiner Braut nie wohlthätig berührt gefühlt. Er liebte ein frisches, kräftiges Wesen, vielleicht gerade weil er dessen selbst ermangelte, und das Leben des Soldaten auf dem Marsche und im Felde war wider

sein eigenes Vermuthen sehr nach seinem Geschmacke gewesen. Er hatte sich auf dem russischen Feldzuge in Entbehrungen und Anstrengungen fühlen lernen, er hatte den großen Augenblick mit erlebt, in welchem sein General das ihm anvertraute Corps von der Bundesgenossenschaft mit dem Landesfeinde losgerissen hatte, und von dem erhabenen Schwunge der begeisterten Volksbewegung weit über sich selbst hinausgetragen, hatte auch Renatus endlich aus der Hoffnung auf die Befreiung seines Vaterlandes sein höchstes Ziel gemacht, ohne daß seine Liebe für Hildegard dadurch beeinträchtigt worden wäre; aber sie verstand es nicht, sich seinen Stimmungen und Zuständen, wie er es begehrte, anzupassen. Mitten in der stolzen Aufregung des Kampfes, von Tag zu Tag auf wildem Kriegspfade fortschreitend, immer nur des nächsten Augenblickes und oft selbst dieses nicht sicher, sehnte er sich nach dem freudigen Zuspruche eines tapferen Herzens. Wie jeder Jüngling zum Helden geworden war, so wollte er ein Heldenweib in der Geliebten finden, und Hildegard war zu einem solchen nicht geschaffen.

Es half Renatus nicht, daß er sich vorhielt, wie muthig sie in den Reihen der anderen Frauen und Jungfrauen sich der Pflege der Kranken und Ver-

wundeten unterzogen hatte. So oft er einen Brief von ihr erhielt, peinigten ihn die klagende Liebe, die fromme Verzagtheit, ja, selbst die entsagende Gottergebenheit ihres Wesens, die es doch allesammt nicht hinderten, daß sie feste Plane für ihre eheliche Zukunft entwarf und eine Art von Herrschaft über seine Empfindungen auszuüben strebte, welche ihn stets daran erinnerte, daß er sich doch eigentlich sehr früh gebunden habe.

Peinlicher aber als eben der heutige Brief war ihm noch niemals ein anderer gewesen. Es lähmte ihm jeden Aufschwung, es verdüsterte ihm den ohnehin trübe genug gestimmten Sinn, von Hildegard, wie er es in seinem Innern nannte, im voraus die Todtenklage um sich anstimmen zu hören. Es schien ihm eine üble Vorbedeutung am Abende vor der Schlacht zu sein. Er hätte so viel lieber ein fröhliches Glückauf, einen siegesgewissen, zukunftssicheren Ruf von ihr vernommen; und vollends die enge Freundschaft, in welche die Frauen zu dem Grafen Gerhard getreten waren und deren Entstehen und Wachsen er seit vielen Monaten bemerkt und immer ungern gesehen hatte, gereichte ihm heute zu besonderem Verdrusse.

Er konnte es in dem eingezäunten Gärtchen nicht mehr aushalten; er kam sich ohnehin wie an Händen und Füßen gebunden vor. Er stand auf und verließ den engen Raum.

Das ganze Dorf lag voll von Truppen. Es war viel Landwehr dabei, und der Dialekt seiner Heimat schlug mehrmals an sein Ohr. Er meinte, er müsse irgendwo bekannte Gesichter erblicken, eine Anrede erfahren: und sie wäre ihm willkommen gewesen. Aber Niemand achtete auf ihn, es hatte Jeder mit sich selbst genug zu thun.

An den abgeschirrten Batterien, an den Reihen aufgestellter Bayonnette vorüber schritt er zum Dorfe hinaus. Es war dort, wie hier! Ueberall Hast und Lärmen, überall Gehen und Kommen, überall das Dröhnen der Schritte von neu heranziehenden Truppen und das Rollen der Geschütze und der Munitionswagen. Dazwischen Gruppen von ermüdeten, am Boden liegenden Ankömmlingen, die schlafend fast mitten im Wege dalagen und jeden Augenblick von Pferdehufen getroffen werden konnten.

Die Sonne war schon untergegangen, der Himmel bewölkte sich mehr und mehr, es dunkelte früh. Aus den Wiesen und Wassern stiegen die Nebel auf

und drückten den Rauch von den zahllosen Beiwacht-feuern nieder, an denen die Soldaten sich ihr Abend-brod, und für wie viele unter ihnen mußte es das letzte Abendbrod sein, bereiteten.

In der Ferne ertönte Trommelwirbel, von verschiedenen Seiten erschallte in Zwischenräumen die Signaltrompete. Weit hinten am Horizonte stiegen zwei weiße Leuchtkugeln in die Höhe. Was bedeuteten sie?

Er ging zwecklos vorwärts; er hatte mitunter keinen festen Gedanken, so Vielerlei, so Schweres zog ihm durch den Sinn, und dazwischen fragte er sich immer wieder: was bedeuten die beiden weißen Leucht-kugeln?

Den Tod für Viele ganz gewiß! gab er sich endlich selbst zur Antwort, nnd wie er denn so einsam dahinzog auf der weiten, weiten, nachtbedeckten Ebene, einsam unter den Hunderttausenden, die morgen das blutige Spiel beginnen mußten, über die in wenig Stunden das Todesloos gezogen werden sollte, wie er hier an einem Schlafenden vorüberkam, dort fröhliches Lachen und Singen vernahm, dachte er: Wer von Euch wird morgen noch singen und scherzen? Wer von uns wird schlafen gehen für immer? — und

es kam ihm gar nicht furchtbar vor, zu diesen Letzteren zu gehören.

Was blühte ihm denn in der Zukunft? Was hatte er von ihr zu erwarten? Quälende Verhältnisse, wohin er sich auch wendete, Verpflichtungen und Sorgen aller Art! Und wofür das? Hatte er den Verfall seines Familienbesitzes und Vermögens verschuldet? Hatte er Vittoria in das von Arten'sche Haus geführt? Er mochte gar nicht an sie denken. Und Hildegard? Nun, Hildegard hatte sich in ihre künftige Trauer so hineingelebt, daß sie wohl vorbereitet sein mußte, ihr Schicksal zu tragen, wenn ihre Ahnungen sich verwirklichten.

Die Briefe hatten lange Zeit gebraucht, bis sie an ihn gelangt waren. Jetzt, dachte er sich, mußten sie Alle schon in Richten beisammen sein. Er sah sie deutlich vor sich: Vittoria mit ihrem Sohne, der nicht mehr sein Bruder sein sollte, und die Gräfin und Hildegard und ihre Schwester. Er sehnte sich nicht dorthin. Ihm bangte vor dem verwaisten Schlosse, und je länger seine Gedanken dort verweilten, um so schmerzlicher drängte sich ihm der immer wiederkehrende Fageruf in die Seele: Vittoria, warum hast Du mir das angethan? — Er fühlte sich allem

Anderen gewachsen, nur Vittoria verachten zu müssen, in Valerio nicht mehr einen Bruder zu besitzen, heimliche Unehre eingedrungen zu sehen in das würdige Haus seiner Väter, das zerriß ihm das Herz, und die Zornesthränen in den Augen zerdrückend, sagte er sich: Ich bin also der Letzte unseres Hauses, unseres Namens! Falle ich morgen, so ist unser altes Geschlecht erloschen und dahin!

Aus seiner Entmuthigung riß diese Vorstellung ihn empor. Er wollte nicht mehr untergehen! Er war es denen schuldig, die vor ihm gewesen waren, ihr Geschlecht und ihren Namen aufrecht zu erhalten für die Zukunft, er schuldete sich seinen Ahnen. Er wollte leben bleiben. Morgen wollte er die Frage an die geheimnißvollen Mächte thun, welche das Schicksal der Menschengeschlechter lenken. Verschonte ihn dieses Mal die Schlacht, so sollte ihm das ein Zeichen sein, daß Gott das Fortbestehen des Hauses und des Namens derer von Arten in seiner Weisheit angeordnet habe. Der morgende Tag sollte ihm zu einer Entscheidung auch für sich selber werden.

Gefaßter, als er es verlassen hatte, kehrte er in sein Quartier zurück. Er fand Platz an dem Tische und setzte sich nieder, um nach Hause zu schreiben,

denn die Anfragen des Justitiarius bedurften einer Antwort; als er sich aber anschickte, sie zu geben, fiel es ihm erst ein, wie in seines Vaters letztwilligen Anordnungen gar keine Rücksicht auf den doch so möglichen Fall genommen war, daß Renatus bei seines Vaters Tode nicht mehr am Leben gewesen wäre, und obschon diese Zuversicht des Freiherrn auf des Sohnes Stern für diesen eben so erhebend als rührend war, sagte er sich doch, daß es eine Gewissenssache für ihn sei, eine Entscheidung zu treffen, eine Entschließung zu fassen.

Der Freiherr hatte mit seinem Testamente den ihm untergeschobenen Sohn eines Fremden offenbar von dem Antheile an dem von Arten'schen Erbe ausschließen wollen, so weit er dies vermochte, ohne die ihm und seiner Ehre angethane Kränkung kundzugeben. Daß er seinem Sohne erster Ehe den möglichst vollständigen Besitz des Hauses zu erhalten suchte, da die Arten'schen Güter kein Majorat waren, konnte an und für sich selbst in den Kreisen, in welchen die Familie lebte, keinen Verdacht gegen Vittoria und gegen die Abstammung Valerio's erregen, die trotz der freiherrlichen Verfügung noch immer günstiger zu stehen kamen, als es bei der Vererbung eines Majo-

rates für sie der Fall gewesen sein würde. Der Freiherr hatte also, nach seines Sohnes Meinung, den Erbantritt Valerio's nicht völlig ausschließen wollen. Das Fortbestehen seines Namens und Geschlechtes hatte ihm höher gestanden, als die Befriedigung seiner beleidigten Ehre. Starb Renatus kinderlos, so fiel, wenn auf Valerio nicht Bedacht genommen wurde, was jedoch geschehen mußte, so lange seine unrechtmäßige Geburt nicht gerichtlich festgestellt worden war, der Arten'sche Besitz an die nächsten Erben und Anverwandten von Renatus, an die Brüder seiner Mutter, und mit Einem Male schoß es dem jungen Manne wie ein Strahl durch das Gehirn, was die Annäherung an ihn, die Graf Gerhard seit Jahren mit einer gewissen Beflissenheit betrieben hatte, was die Freundschaft, welche der Graf für die Braut seines Neffen gegenwärtig kundgab, zu bedeuten haben könnten. Dabei kam ihm, wie mit einem Zauberschlage, eine Aeußerung in das Gedächtniß, welche Graf Gerhard einmal gegen ihn gethan hatte, als er ihn zum Eintritte in die Dienste des Königs von Westfalen überreden wollen. Er hatte Renatus damals, um ihn vom Kriegsdienste abzuhalten, den einzigen Erben seines Familiennamens genannt, und als

dieser ihn an seinen Bruder Valerio erinnert, hatte der Graf mit einem bösen Lächeln ihm entgegnet: „Vittoria's Sohn wird einmal auf Deine Großmuth angewiesen sein!" Renatus hatte das lange nicht vergessen können; dann hatten die Ereignisse der letzten Jahre jene Aeußerung aus seiner Erinnerung verwischt, und jetzt trat sie wieder mit voller Klarheit in sein Bewußtsein zurück.

Es überlief ihn heiß und kalt. Graf Gerhard wußte also um Vittoria's Untreue und er rechnete auf sie; denn daß er, der seine eigene, wahre Ehre nicht geachtet hatte, kein Bedenken haben würde, fremde Ehre Preis zu geben, wo sein Vortheil es erheischte, darauf meinte der Freiherr seinen Oheim wohl zu kennen. Wie der flammensprühende Krater eines mit Vernichtung drohenden Vulkans that es sich vor seinen Blicken auf. Ihm graute davor, und doch konnte er sein Auge nicht davon losreißen. Je länger er darüber nachsann, desto weniger wußte er sich Rath.

Er dachte daran, sein Testament zu machen und Valerio ganz ausdrücklich zu seinem Erben zu ernennen, denn immer wieder fühlte er es, er liebte diesen Knaben brüderlich. Aber sein Vater hatte dies doch

offenbar nicht eigentlich gewollt, und auch in Renatus sträubte sich das Arten'sche Blut dagegen, ganz abgesehen davon, daß die Einsetzung Valerio's ohne Frage einen Erbschaftsstreit und mit ihm die Enthüllung von Vittoria's Ehebruch heraufbeschwören konnte, den der Freiherr vor der Welt zu verbergen beabsichtigt hatte. Dann wieder fand Renatus sich geneigt, Hildegard zu seiner Erbin zu bestimmen. Indeß der Name seines Geschlechtes wurde damit nicht erhalten. Die Freundschaft, welche Graf Gerhard für die mittellose junge Gräfin hegte, konnte gegenüber der Erbin des Arten'schen Besitzes leicht in eine wärmere Empfindung übergehen, und Renatus hielt es gar nicht für unmöglich, daß Hildegard, um ihr Werk der vermeintlichen Bekehrung an dem Grafen Gerhard zu vervollständigen, sich selbst zum Opfer bringen könne. Er hatte heute ein unaussprechlich bitteres Gefühl, so oft er an sie dachte. Er wußte nicht, war es Mißtrauen, war es Eifersucht, was ihn also quälte; aber er vermochte das letztere nicht recht zu glauben, denn heute konnte er es sich nicht verbergen; er liebte sie eigentlich nicht, er hatte sie niemals wahrhaft geliebt. Es war eine Aufwallung, eine Uebereilung gewesen, daß er sich ihr anverlobt hatte,

ihr ganzes Wesen sagte ihm immer weniger zu, und wie ein Angstschrei rang sich, ohne daß er es wußte, aus seinem beklommenen, geängstigten Herzen der laute Ausruf: Freiheit, Freiheit! empor.

Er erschrak, als er ihn gethan hatte. Seine Kameraden, die noch plaudernd beisammen saßen — die beiden Schläfer waren während seines einsamen Ganges auch wieder munter geworden — wendeten sich nach ihm um.

Das wird in diesem Augenblicke noch Mancher außer Ihnen rufen, lieber Arten, sagte der Hauptmann; und frei werden wir werden auf die eine oder die andere Art, wenn Jeder von uns morgen Alles an Alles setzt! fügte er hinzu.

Die Unterhaltung der Anderen gerieth dadurch ins Stocken; sie waren sammt und sonders ernsthaft geworden. Der Hauptmann zog einen Brief aus der Brusttasche und sprach: Es wird morgen eine Schlacht geschlagen werden, wie die Weltgeschichte noch keine aufzuweisen hat. Wer sie von uns überleben wird, das steht in des Allmächtigen Hand. Lassen Sie uns einander das Versprechen leisten, daß die Ueberlebenden Kunde von den Todten in die Heimat senden.

Er hielt einen Augenblick inne, zeigte den Ande-

ren den Brief, den er danach wieder in die Brusttasche steckte, und setzte mit weicher Stimme hinzu: Ich habe eine Frau und zwei Kinder zu Hause. Falle ich und Sie können meiner Leiche habhaft werden, so schicken Sie diesen Brief an meine Frau. Gehe ich verloren in der Masse, nun, so meldet wohl Einer von Ihnen ihr das Geschehene, damit es ihr menschlicher und früher als durch die Todtenliste zukommt. Ich stehe, so weit es nöthig und mir möglich ist, Jedem von Ihnen zu dem traurigen Gegendienste bereit.

Man sagte einander das Begehrte mit ruhigem Worte zu. Die Lieutenants waren junge Edelleute und gleich Renatus unverheirathet. Der Hauptmann war bürgerlicher Herkunft. Er war bedeutend älter als die Anderen, und hatte in dem Regimente von der Pike auf gedient. Renatus wußte, daß er ohne Vermögen sei, daß er seiner Familie nichts weiter zu vererben habe, als seinen unbescholtenen Namen und die Erinnerung an seine Liebe und an seine Treue; aber wie schwer dem Hauptmanne das Herz auch sein mochte, Renatus beneidete ihn, weil so einfache, natürliche Verhältnisse ihn an das Leben fesselten. Denn wie er sich dagegen auch innerlich vertheidigte, es be-

mächtigte sich seiner aufs Neue der dumpfe Lebensüberdruß, der ihn heute schon zu verschiedenen Malen überfallen hatte, und unfähig, irgend einen festen Entschluß zu fassen, warf er sich mit den Anderen zum Schlafe auf den Boden nieder. Der morgende Tag sollte entscheiden! Auch über ihn und seine persönlichen Angelegenheiten sollte er entscheiden!

Dreizehntes Capitel.

Und sie war gefallen, diese Entscheidung: so erhaben und so glorreich für das deutsche Vaterland, als die kühnste Einbildungskraft es nur hatte erhoffen können.

Das Dorf, durch welches Renatus an dem Vorabende der Schlacht gegangen war, lag in rauchenden Trümmern. Es war der Schauplatz eines mörderischen Kampfes gewesen. Von den Offizieren, die in jenem Bauernhause bei einander gesessen hatten, waren nach den drei großen Tagen nur noch Renatus und ein noch jüngerer Edelmann am Leben. Es waren Wunder der Tapferkeit gethan worden. Im Verein mit den Ostpreußen hatte das Regiment, in dem Renatus diente, Gehöft um Gehöft, nachdem der Feind Herr des Ortes geworden war, wie eben so viele Festungen, wiedererobern müssen, und, seiner Compagnie voranstürmend, war der Hauptmann an Renatus' Seite

von einer Kartätschenkugel niedergeschmettert worden. Lautlos war er zusammengesunken, und trotz des Kampfes wilder Hast sich zu ihm niederbeugend, um sein Wort zu lösen, hatte der junge Freiherr die Papiere und das Schreiben seines Hauptmanns an sich genommen; aber diese Pflichterfüllung hatte ihm selber fast den Tod gebracht; denn wie Renatus sich emporrichten wollte, stolperte sein Fuß über die Leiche eines eben erstochenen Soldaten. Ein Kolbenschlag, dem der wankende Renatus nicht wiederstehen konnte, warf denselben nieder, und auch über seiner Brust blitzten schon die Bayonette der Franzosen, die sich aus einem der in Brand gerathenen Gehöfte in wildem Durcheinander den Stürmenden entgegenstürzten.

Da warf sich plötzlich eine hohe, kräftige Mannesgestalt, an der Spitze einiger ihr folgenden Landwehrmänner, mit raschem Entschlusse den Andringenden in den Weg.

Auf, auf, Herr von Arten! rief er, während er die Feinde, welche den Hingesunkenen bedrohten, mit ungewöhnlicher Kraft und höchster eigener Gefahr so lange aufzuhalten wußte, bis Renatus wieder Meister über sich geworden war und Zeit gefunden hatte, sich zu erheben, um sich in dem grausen Handgemenge,

das wie die stürzenden Wellen des Meeres auf und nieder wogte, selber wieder zu behaupten.

Es waren nur flüchtige Secunden gewesen, die sein Erretter neben ihm verweilte. Auf! auf Herr von Arten! hatte er noch einmal gerufen, dann hatte die nächste Kampfeswelle sie weit von einander fortgerissen, und doch hatte Renatus ihn erkannt, doch war selbst in jener verhängnißvollen Minute das wundersam unheimliche Gefühl durch sein Inneres gezogen, das er stets empfunden hatte, so oft er in dieses Mannes Nähe gekommen war, so oft er seiner nur gedachte.

Durch seine Verwundung für die nächsten Tage dienstunfähig gemacht, in Folge der über seine Kräfte gehenden Anstrengungen erschöpft, lag Renatus neben andern Kranken und Verwundeten, leise fiebernd, in einem der Zimmer des Bürgerhospitals. Sein Gehirn war frei, nur bisweilen trübten sich seine Vorstellungen, und er wußte dann nicht zu unterscheiden, was wirklich geschehen war und was er in dem Halbschlafe des Fiebers träumend durchgemacht hatte. Ein paar Mal fuhr er in die Höhe. Er meinte dann, sich wieder im Kampfesgewühle zu befinden, er sah die Bayonnette wieder auf seine Brust gezückt, er hörte wieder das kräftig drängende: „Auf, auf, Herr von

Arten!" und wie in jenem Augenblicke ertönte es ihm als ein Mahnwort von seines Vaters Munde, der ihn zur Selbsterhaltung um des Hauses willen auf- rief. Wenn er dann aber in seinen Träumen in die Höhe schaute, um in seines Vaters Schatten seinen Schutzgeist zu erblicken, stand Paul Tremann wieder vor ihm, jede Sehne der prachtvollen Gestalt gespannt, das schöne Antlitz voll kaltblütiger Entschlossenheit — und ein eisiger Frostschauer beschlich des Kranken Herz. Er wachte unzufrieden und erschreckend auf. Er konnte seines Lebensretters nicht mit Liebe, nicht mit Freuden denken. Er glaubte sich sagen zu dürfen, daß er Paul den gleichen Dienst geleistet haben würde. Es war nur Menschenpflicht, einander im Kampfe beizu- stehen, und doch drückte, doch widerstrebte es ihm, daß Paul ihm mit eigener Gefahr zu Hülfe gekommen war, daß er eben ihm, eben diesem Manne sein Leben zu verdanken haben sollte.

Indeß Renatus hatte von seinem Vater mit dem fatalistischen Aberglauben desselben auch die Fähigkeit geerbt, sich die Dinge nach seinem inneren Bedürfen zurecht zu legen und zu deuten, und wie seine Kräfte ihm allmählich wiederkehrten, begann er das ihm be- unruhigende und peinigende Erscheinen und Da-

zwischentreten seines Bastardbruders für jenes Zeichen anzusehen, daß er in seiner Entmuthigung am Vorabende vor der Schlacht von dem Geschicke gefordert hatte.

Er zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß seinem Hause ein Fortbestehen sicher sei, und der schöne Erfolg, den er persönlich errungen hatte, als er noch am letzten Tage der Schlacht zum Stellvertreter und Nachfolger seines gefallenen Hauptmanns ernannt worden war, hatte sein Selbstvertrauen und die Zuversicht auf seinen eigenen Stern in ihm belebt und gehoben.

Ohne eigentliche kriegerische Neigungen war er in das Heer getreten und widerstrebend in den russischen Krieg gezogen. Aber wie wenig er der französischen Sache auch geneigt gewesen war, so hatte er doch die begeisterte Vaterlandsliebe nicht gehegt, die er bei dem Beginne der Freiheitskriege in sich hatte erwachen fühlen und die zu einer heiligen Flamme in ihm geworden war, seit er in ihrem Dienste Blut und Leben eingesetzt hatte. Jetzt war mit seinem Erfolge auch sein Ehrgeiz angefacht, und wie sein Blick sich vorwärts auf neue Siege, neue Ehren, auf eine große militärische Laufbahn richtete, minderten sich die Sorgen, mit denen er nach der letzten Kunde von den Seinigen an die Heimat zurückgedacht hatte.

Er konnte, wie er sich richtig sagte, bei seiner bisherigen Unkenntniß von allem, was die Guts- und Vermögens-Verwaltung anbetraf, aus der Ferne keine großen, umgestaltenden Maßregeln treffen. Es war das Gerathenste, bis zur Beendigung des Krieges die Dinge gehen zu lassen, wie sie einmal eingeleitet waren. Er wies also, als er endlich wieder im Stande war, seine Angelegenheiten vorzunehmen, den Justitiarius an, den Kontrakt mit dem Amtmanne zu erneuern, die Wirthschaft desselben, so weit es möglich sei, zu überwachen, die Inventarien, so gut es thunlich, allmählich herzustellen, die Ausgaben auf jede Weise einzuschränken und im Uebrigen wie bisher mit gewissenhafter Treue für ihn und seinen Besitz Sorge zu tragen.

Als er diesen Brief mit Selbstzufriedenheit durchlas, kam ihm, nach dem eben erst Erlebten, der Gedanke an die Möglichkeit seines eigenen Todes doch wieder mit verstärkter Macht, und er sagte sich, daß er nothwendig für diesen Fall, da sein Vater es nicht gethan hatte, in Bezug auf Vittoria und vor allen Dingen in Bezug auf Valerio seine Maßnahmen zu treffen habe. Es war nothwendig, einen Vormund für Valerio, einen männlichen Beistand für die Ba-

ronin, einen Kurator für die ganze Vermögens- und Besitz-Verwaltung zu ernennen, und Renatus wußte lange keine ihn befriedigende Wahl zu treffen.

Er kannte die Verwandten seiner Mutter wenig, aber er würde dem Majoratsherrn Grafen Berka mit vollem Vertrauen seine ganzen Angelegenheiten übergeben haben, denn die Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit desselben war über jeden Zweifel erhaben; indeß Graf Felix stand, wie Renatus selbst, im Felde, und den Grafen Gerhard mit diesen Ehrenämtern zu betrauen, daran wagte Renatus nicht zu denken. Allerdings beurtheilte er, weil er überhaupt zu dauernder Strenge und Entschiedenheit im Urtheile, seiner ganzen Natur nach nicht geneigt war, den Grafen jetzt in manchem Betrachte milder, als an dem Tage, da er den letzten Brief über ihn von Hildegard erhalten hatte. Er war sich während seines kurzen Krankenlagers der verhältnißmäßigen Wandlungen bewußt geworden, welche er selber in den letzten beiden Jahren in sich erfahren hatte, und es gab für ihn manche Stunden, in denen er es zu entschuldigen fand, daß Graf Gerhard sich früher der französischen Sache und der kaiserlichen Fahne angeschlossen hatte. Waren doch auch in seinem eigenen Vaterhause französische Sitte

und Sprache lange genug alleinherrschend gewesen, und seiner großen Bewunderung für den Kaiser hatte sein Vater, der verstorbene Freiherr, selber niemals Hehl gehabt. Es war also denkbar, es war möglich, man konnte es vielleicht entschuldigen, wie Graf Gerhard es jetzt selber that, daß dieser sich als ein junger, lebhafter und dabei nicht eben reicher Mann einst für seine Thätigkeit in französischen Diensten ein Feld eröffnet hatte. Es war auch nicht unglaublich, daß die wachsende Tyrannei, die nicht endende Kriegslust des Kaisers dem deutschen Edelmanne endlich die Augen über seinen Irrthum geöffnet hatten, und daß er, in der Reue über seine Verblendung, sich mit doppeltem Eifer und doppelter Begeisterung an die Sache seines Vaterlandes hingegeben hatte. Aber wenn das, wie Graf Gerhard es von sich behauptete, der Fall war, weßhalb focht er jetzt nicht in den Reihen seines Volkes, seiner Standesgenossen, seiner Brüder? — Weßhalb setzt er nicht, wie wir alle, sein Leben für die Sache des Vaterlandes ein? fragte sich Renatus mit richtiger Selbstschätzung, und sein persönliches Mißtrauen gegen seinen Oheim wurde dadurch immer wieder auf's Neue erweckt und verstärkt.

Indeß eine Wahl mußte er treffen, und wie er

die Reihe der Edelleute durchdachte, die seinem Vater und seinem Hause verbunden gewesen waren, stieß er auf eine Schwierigkeit, die er bis dahin nicht in das Auge gefaßt hatte. Ein jeder Bevollmächtigte mußte, wenn er das Testament des Freiherrn sah, in welchem Valerio immer und ausdrücklich nur als der Sohn Vittoria's, nie als des Freiherrn Sohn bezeichnet war, die Verhältnisse des Hauses in einer Weise erkennen lernen, wie sie Andern, Fremden, bekannt werden zu lassen der verstorbene Freiherr eben zu vermeiden gewünscht hatte; und hin und her erwägend, wie es vielleicht auch nicht einmal rathsam sei, einem befreundeten Standesgenossen die volle Einsicht in seine verwickelte und schwierige Lage zu vergönnen, bedauerte Renatus es in tiefster Seele, daß es nicht mehr Adam Steinert sei, der an der Spitze der freiherrlichen Güter stehe.

Er hatte Adam wenig gekannt, aber alles, was er jemals von dem verstorbenen Caplan und andern Personen über ihn vernommen, hatte entschieden zu des Mannes Gunsten gelautet. Wäre Adam noch als oberster Verwalter auf den Gütern und im Dienste des freiherrlichen Hauses, oder wäre er nur auf Marienfelde und nicht im Heere gewesen, so würde Re=

natus, allem Familien-Herkommen entgegen, ihn zu dem Vormunde von Valerio und überhaupt zu seinem Vertrauensmanne ausersehen haben; und daß Adam sich trotz alles Vorgefallenen hätte geehrt fühlen müssen, von einem Freiherrn von Arten ein solches Amt zu übernehmen, daran zu zweifeln fiel dem jungen, in standesmäßigem Hochmuthe auferzogenen Manne gar nicht ein. Er erinnerte sich, daß selbst der alte Flies, der mit seinem Lobe zu kargen gewohnt war, den Adam Steinert als einen der ausgezeichnetsten Landwirthe und als einen höchst umsichtigen Geschäftsmann bezeichnet hatte, und während Renatus diesen Ausspruch noch in sich erwog, fiel es ihm ein, wie der alte Flies seit länger als einem Menschenalter mit allen Unternehmungen und auch mit den wachsenden Verlegenheiten des verstorbenen Freiherrn wohl bekannt gewesen sei und wie es also vielleicht das Gerathenste sein dürfte, ihn, auf dessen Verschwiegenheit der Freiherr Franz sich von je her fest verlassen hatte und an dessen Meinung dem jungen Edelmanne im Grunde nicht viel gelegen war, dem Justitiarius beizugesellen und ihnen gemeinsam die Vorsorge für die väterliche Verlassenschaft wie für die in Richten Hinterbliebenen zu überantworten.

Eine abschlägige Antwort fürchtete Renatus von Herrn Flies noch weniger, als er sie von Steinert erwartet haben würde; denn einer Seits hatte der Banquier bedeutende Hypotheken auf Neudorf und auf Rothenfelde, ander Seits hatte er aber auch Wechsel von dem verstorbenen Freiherrn in Händen, die für dessen Erben in jedem Augenblicke unbequem und gefährlich werden konnten, wenn Herr Flies sich einmal versucht fühlen sollte, sie nicht mehr zu verlängern. Es lag also in dem beiderseitigen Vortheile, in gutem Einvernehmen zu verbleiben. Dem Herrn Flies mußte es nothwendig gerade darum zu thun sein, die Sachverhältnisse genau zu kennen, und — Renatus schämte sich halbwegs vor sich selber, als er sich dieses Bestimmungsgrundes bediente — wenn Herr Flies auf solche Weise auch tiefer, als Jener es begehrte, in das von Arten'schen Familienleben hineinsah, nun, so konnte man sich immer noch auf Seba's Freundschaft für die verstorbene Baronin Angelika verlassen, und schlimmsten Falles, nach den vertraulichen Mittheilungen des Grafen Gerhard, von Herrn Flies um Seba's willen Verschwiegenheit gegen Verschwiegenheit beanspruchen.

Es war dem jungen Freiherrn nicht ganz wohl

bei diesen letzten Erwägungen und Betrachtungen zu Muthe. Er würde nie darauf gekommen sein, sie gegenüber einer adeligen Familie anzustellen; aber mit einer bürgerlichen und vollends mit einer Juden=Familie war das etwas ganz Verschiedenes. Er stand mit ihnen, welche Rechte die neuere Zeit und die neue Gesetzgebung ihnen auch einräumten, durchaus nicht auf demselben Boden; sie waren in keinem Betrachte seines Gleichen. Ihre und seine Ehrbegriffe konnten gar nicht dieselben sein, ihre Welt war nicht die seine, und es blieb ja immer seinem Ermessen überlassen, sobald die Zeitverhältnisse es ihm gestatteten, eine Verbindung zu lösen, einen Zusammenhang aufzugeben, die eben nur durch die zwingende Gewalt der Umstände für ihn zu einer augenblicklichen Nothwendigkeit geworden waren.

Dazu drängten ihn seine Marschordre wie sein eigenes Verlangen, so bald als möglich seinem Regimente zu folgen und den Befehl über die Kompagnie, den er in den beiden letzten Tagen der Schlacht aus eigner Machtvollkommenheit geführt hatte, nun als ihr ernannter Hauptmann in aller Form zu übernehmen, und selbst die Rücksicht, daß Paul ein Theilnehmer des Fliesschen Handlungshauses sei, änderte schließlich in des

jungen Freiherrn Vorhaben nichts, sie bestärkte ihn nur noch in demselben. Eine persönliche Berührung mit jenem wurde für Renatus vorläufig dadurch keinesweges nothwendig. Bei Geschäften, wie das Haus Flies sie seit langen Jahren mit seiner Familie gemacht hatte, fielen aber dem Kaufmanne immer wesentliche Vortheile zu, und, sagte Renatus sich mit selbstgefälliger Herablassung, Paul war doch einmal seines Vaters Sohn. Es stand also, wie der junge Freiherr meinte, dem Erben seines Vaters gar wohl an, dem nicht rechtmäßigen Sohne desselben, wenn es sich so fügte, einen Vortheil zuzuwenden und ihn verdienen zu lassen, was sonst einem Fremden zufiel. Er war mit dieser Schlußfolgerung, von großer Niedergeschlagenheit ausgehend, doch schnell wieder dahin gelangt, sich und seine Verhältnisse zu überschätzen, weil es ihm zu quälend war, sie lange in ihrem richtigen Lichte zu betrachten, und wie er sich nun auf's Neue nach seinem selbstgeschaffenen Maßstabe auferbaut hatte, legte er denselben auch an die Andern an, so daß er sich bald in gutem Glauben zu der Ausführung seiner Absichten entschloß.

Er schrieb dem Justitiarius also, wie er es gehalten haben wolle, er schrieb auch an Herrn Flies,

daß jenes Vertrauen, welches die Freiherrn von Arten, sein Großvater wie der verstorbene Freiherr Franz, zu Herrn Flies und zu dessen Einsicht und Rechtschaffenheit stets gehegt hätten, es ihm sehr wünschenswerth machten, daß Herr Flies sich der einstweiligen Vormundschaft über den jungen Freiherrn Valerio unterziehe, daß er daneben auch der verwittweten Freifrau von Arten wie dem Justitiarius zur Seite stehe, und Renatus berief sich dabei ausdrücklich auf die früheren persönlichen Beziehungen, welche zwischen ihm selbst und dem Flies'schen Hause obgewaltet hätten. Er meldete es, daß er Hauptmann geworden sei, erwähnte, daß er in der Schlacht von Möckern in Todesgefahr geschwebt habe; aber er unterließ es, hinzuzufügen, wem er seine Rettung zu verdanken habe. Daß er vor seinem Ausmarsche von Berlin die Gräfin Rhoden aufgefordert, jeden Umgang mit Seba abzubrechen, daß das bloße Wort des Grafen Gerhard, dem er in seinen persönlichen Beziehungen ganz und gar mißtraute, hingereicht hatte, ihn den Stab über Seba, über die Freundin seiner Mutter, brechen zu lassen, das alles erwähnte er freilich nicht. Er hegte die feste Ansicht, daß es einem Manne wie ihm anstehe und erlaubt sei, sich der ihm nicht eben=

bürtigen Menschen wie der Werkzeuge zu bedienen, die man aufnehme und liegen lasse, je nachdem man sich ihrer benöthigt finde. Es war das keine Sache der Ueberlegung bei ihm, es lag ihm im Blute, war ihm ein angezeugter, angeerbter Glaube, und er hatte über dasjenige, was ihn nicht selbst betraf, niemals ernsthaft nachgedacht, obschon es ihm, wo er ihn anzuwenden für gut befand, an Scharfsinn nicht gebrach.

Der verstorbene Freiherr hatte sich, wie Renatus wußte, des Herrn Flies bedient, als es sich um die Unterbringung und Erziehung Paul's gehandelt, man hatte die Baronin im Flies'schen Hause ihr Krankenlager halten lassen, ohne dadurch sich irgendwie zu besonderem Zusammenhange mit der Familie verpflichtet zu glauben, und Renatus war überzeugt, daß auch für ihn angemessen und auch jetzt noch möglich sei, was seine Eltern einst für sich angemessen und möglich gefunden hatten. Er haftete überhaupt, und wie sollte und konnte es anders sein, mit seinem ganzen Sinne auf dem Boden der Ueberlieferungen. Die Ehre, wie er sie verstand, erschien ihm immer noch als ein Vorrecht, als ein ganz ausschließlicher Besitz des Adels. Nur der Rückblick auf eine Ahnenreihe konnte den Begriff der wahren Ehre, wie er meinte,

in dem Menschen entwickeln. Nur wer sein Thun und Handeln in jedem Augenblicke der Würde aller derjenigen anzupassen hatte, die vor ihm den Familienschatz der Familienehre angesammelt hatten, konnte die verantwortlich machende Selbstachtung besitzen, ohne welche die wahre Ehre nicht bestehen kann: jene Ehre und jene Ehren, die den mittellosesten und geistig geringsten Edelmann, als Mitglied einer besonderen Kaste und einer besonderen Race, über alle Nichtadeligen erheben, welcher geistigen oder äußerlichen Mittel und Vorzüge diese sich auch zu rühmen haben mögen.

Es war nicht allein der Tod seines Vaters, es war mehr noch das Bewußtsein der eigenen im Felde bewiesenen Tapferkeit, welche in Renatus den alten Adelsstolz seines Hauses jetzt auf's Neue und stärker als je zuvor belebte. Daß um ihn her Tausende und aber Tausende von Nichtadeligen das Gleiche wie er, gethan hatten und thaten, das verminderte seine Selbstzufriedenheit nicht im geringsten. Wie es Sitte unter denen von Arten war, den Familienschmuck der Frauen bei der Verheirathung des Stammhauptes zu vergrößern, so gehörte es sich, daß jeder Herr von Arten den Stammesschatz der

Familienehren zu erhöhen suchte. Der Freiherr Franz hatte in Friedensjahren die Kirche in Richten gebaut; Renatus dachte dem Hause in seinem Namen neue Ehren, kriegerische Ehren zuzuführen, da die Bahn des Krieges vor ihm ausgebreitet lag; und nun er sich durch seine neuliche Erhaltung des Fortbestehens seines Hauses überhaupt versichert glaubte, waren eine Heiterkeit und eine Zuversicht über ihn gekommen, die ihm sonst nicht eigen gewesen waren.

Nur an Hildegard konnte er nicht mit freiem Herzen denken, und es kam ihm schwer an, ihr zu schreiben. Als er sich aber dazu erst überwunden hatte, beschloß er, es mit aller der Wahrhaftigkeit zu thun, die einem Edelmanne seiner künftigen Gattin gegenüber zieme.

Er sagte ihr, daß er sich mit ihrer Gefühlsweise oftmals gar nicht in Uebereinstimmung finde, daß er sich jetzt, wo er dem Tode nur mit genauer Noth, nur wie durch ein Wunder entgangen sei, in seinem Innern reiflich geprüft und erkannt habe, wie seinem Verlöbniß mit ihr nicht jene Alles umfassende Liebe zum Grunde gelegen habe, welche die Verbindung zwischen Mann und Weib zu einer Naturnothwendigkeit mache; aber daß er sie werth

halte, daß er entschlossen sei, sein Wort, wie es einem Edelmanne gebühre, einzulösen, ja, wie er sich überzeugt fühle, daß Hildegard ihn beglücken, daß er sie auf das wärmste lieben werde, wenn sie aus dem Bereiche der Schwärmerei in die Wirklichkeit hinabsteigen und die fröhliche Zuversicht zum Leben fassen wolle, die ihm gerade mitten in Todesnoth und Gefahren gekommen sei. Er rieth ihr dann, gegen den Grafen Gerhard trotz seiner endlichen Bekehrung auf ihrer Hut zu sein, theilte ihr mit, daß er Herrn Flies und nicht seinem Oheim die Familien-Angelegenheiten übergeben habe, und bat Hildegard danach, sich es mit den Ihrigen in seinem Schlosse gefallen zu lassen und sich von jetzt ab als die Herrin desselben betrachten zu wollen, in deren Armen er in nicht zu ferner Zeit von seinem Kriegerleben auszuruhen hoffe. Um sich aber ihren Anschauungen und Empfindungen doch auch wieder gefällig anzupassen, kam er dann noch einmal auf die Schlacht zurück, deren Begebnisse er ihr ausführlich schilderte; und seine späteren Träume mit den Erlebnissen und Eindrücken der Wirklichkeit willkürlich und ganz bewußt vermischend, stellte er es ihr mit allem poetischen Schwunge,

über den er verfügte, ausführlich dar, wie er seines Vaters Stimme plötzlich mitten im Gewühle des Kampfes zu vernehmen geglaubt habe, wie er, die Augen emporhebend, die Augen seines Vaters über sich leuchten gesehen, und wie er sich überzeugt halte, daß Gott selbst ihm diesen Beistand, diesen Schutzgeist in Gestalt seines Vaters zugesendet habe, um ihm damit Muth und Hoffnung in seiner Trauer um den Vater und ein Zeichen für das lange, dauernde Fortbestehen des Hauses derer von Arten zu gewähren.

„Zünde die geweihten Kerzen zum Danke in unserer Kirche an und denke meiner, so oft Du Dich in unserem Gotteshause betend niederwirfst!" so schloß er. — Wer aber der Muthige gewesen war, der ihn gerettet hatte, das schrieb er auch Hildegarden nicht.

Er besorgte, für ihr Herz das ganze Ereigniß seines geweihten Eindrucks und seines dichterischen Zaubers zu entkleiden, wenn er ihr sagte, daß es ein gewöhnlicher Sterblicher, daß es Paul Tremann sei, dem er sein Leben zu verdanken habe.

Ende des zweiten Bandes.

Lewald, Fanny

Von Geschlecht zu Geschlecht Roman

Bd.: 2,2

Berlin 1866